Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. – Dreiundzwanzigster Jahrgang. – 1868.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

In unterzeichnetem Verlage erscheint und werden in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Unterzeichnungen darauf angenommen:

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. — Dreiundzwanzigster Jahrgang. — 1868.

24 Bände Octavformat von je 12 bis 15 Druckbogen in eleganter Ausstattung.

Mit der Anzeige von dem Erscheinen des neuen *dreiundzwanzigsten Jahrgangs* des „Album“ kann die Verlagshandlung zunächst die erfreuliche Thatsache constatiren, daß ihre Bestrebungen, dem Unternehmen nicht nur die achtungswerthe Stellung, welche es sich bereits erworben hat, zu erhalten, sondern dasselbe der gesammten deutschen Unterhaltungsliteratur gegenüber auf eine immer noch höhere Stufe zu erheben und ihm noch größeres Ansehen zu verschaffen, von den schönsten Erfolgen begleitet gewesen sind. Es geben dafür nicht nur die erzielten äußern Resultate eines vermehrten Absatzes beredtes Zeugniß, sondern es hat auch die gesammte Presse sich fast einstimmig mit Anerkennung über das „Album“ ausgesprochen, wie der Verlags-

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowsky, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. — Dreiundzwanzigster Jahrgang. — 1868.

Erster Band.

Robert Clive.

Erster Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1868.

Robert Clive,

der Eroberer von Bengalen.

Historischer Roman

von

Adolf Mützelburg.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

Erstes Kapitel.

Der Junge.

Es war ein schöner Tag, zu Ende Februar. Der Winter ist gewöhnlich mild in England, auch heiter und sonnig dort, wohin die Nebel des Strandes nicht dringen. Und bis zu dem Waldessaum, an dessen Rand ein vierzehnjähriger Knabe lag, drangen sie nicht; denn es war in der Grafschaft Shropshire, fern genug vom Meere, wenn auch nicht mitten in der Insel, wo der Junge am Abhang eines bewaldeten Berges lag. Aber selbst für einen englischen Winter konnte der Tag herrlich genannt werden. Die Sonne brannte auf den Fichtenstämmen, daß sie fast harzig dufteten. Durch das winterliche Rothbraun des hügeligen Bodens blickte überall das Grün des Rasens hervor. In der Ferne klangen die Schellen der Rinder, die heute zum ersten

Mal auf die Weide geschickt worden, und aus den Schornsteinen der Häuser, die nicht allzufern über die Hügel emporblickten und einen Flecken oder eine kleine Stadt verriethen, stieg der Rauch so gerade und zuversichtlich in die flimmernde Februarluft, daß es wahrlich keines Wetterpropheten bedurft hätte, um eine Reihe gleich schöner Tage vorauszuverkünden.

Da lag der Junge auf der feuchtwarmen Erde, im Ganzen ein ziemlich unansehnlicher Bursche. Ein Bauerjunge war's nicht, das verrieth die kleine Halskrause am offenen und zerknitterten Hemd. Sonst unterschied er sich wenig von den ländlichen Burschen der Nachbarschaft. Eine dunkle Tuchjacke, eine verschossene Weste, wahrscheinlich früher vom Vater getragen und für den Sohn zurechtgeschnitten, eine kurze Kniehose, lotterig zusammengebunden, fadenscheinige Strümpfe und schmuzige Schuhe — die Mütze daneben auf der Erde liegend — das Alles deutete im besten Falle auf einen Pastors-, Friedensrichters- oder Pachterssohn.

Er war nicht hübsch, nicht häßlich, etwas bleich, mit verworrenem Haar von ziemlich dunklem Blond, die Augen grau und etwas matt. Es lag nichts Anziehendes in seiner Erscheinung. Nur der festgeschlossene Mund, der zuweilen zuckte, als ob den Jungen lebhafte Gedanken oder Gefühle bewegten, schien auf Willens-

kraft und frühe Selbstständigkeit hinzudeuten. Er hatte den Kopf auf den linken Arm gestützt und sah griesgrämig nicht in die blaue Ferne, sondern vor sich hin auf den Boden. Um so ferner mochten seine Gedanken sein.

Zwischen dem bräunlichgrünen Wacholdergesträuch, aus welchem die Stämme der Kiefern emporragten, wie die Säulen eines Doms aus den niedern Betstühlen, lag er, als ob die ganze Welt ihn nichts anginge, oder als ob er hinter die Schule gelaufen sei. Um ihn her regte sich nichts. Die Käfer waren noch nicht lebendig. Raschelte es zuweilen in der Ferne, so mochte es eine Maus sein. Jedenfalls achtete er nicht darauf. Er hätte auf einsamem Boot im Ocean, in der Wildniß des Hochgebirgs nicht mehr allein sein können, als an dem waldigen Bergesabhang in der Nähe von Styche und nicht allzufern von Market-Drayton.

Da hob er plötzlich das Auge, zwar aufmerksam, aber doch noch mit dem Nebel des Träumens. Es kam etwas durchs Gestrüpp — ein Mensch? — nein, schleichend, vorsichtig, ein Thier. Aber welches? Ein jagender Hund? Oder vielleicht ein Fuchs?

Er hätte kein englischer Bube sein müssen, um nicht bei dem Gedanken an einen Fuchs warm zu werden.

Zwar rührte er sich nicht, aber seine Augen wurden größer und nahmen einen scharfen Glanz an, während die Blicke das Gestrüpp zu durchforschen suchten. Die rechte Hand bewegte sich nach der Brusttasche und brachte aus derselben etwas hervor — ein ziemlich großes Ding, von dem man sich fast hätte wundern können, daß es in der Knabenjacke Platz gefunden, ein altes Pistol, das mit vieler Mühe gesäubert zu sein schien, aber immer noch rostig genug aussah, ein Pistol aus dem siebzehnten oder dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Meister Reineke war höchstens fünfzehn Schritt von dem Knaben entfernt. Er schien noch jung zu sein; jedenfalls hatte er keine Witterung von seinem Nachbar. Die warme Februarsonne mochte ihm außerordentlich wohl thun und auf ihn wirken wie frischer Most. Denn er duckte sich nieder, warf sich auf den Rücken, haschte nach seinem Schweif, genug, geberdete sich so drollig, wie man es nur bei einem Fuchs sehen kann, der mit sich selber spielt. Der Junge schaute ihm auch mit der größten Theilnahme zu. Dabei aber faßte er mechanisch in die Westentasche und streute etwas Pulver auf die Pfanne des Pistols. Seine Lippen hatten sich leicht geöffnet und sein Athem ging lebhafter. Er hatte sein Pistol erhoben und zielte.

Da krachte ein Schuß; die Schrotkörner hagelten neben dem Burschen in das Gesträuch. Er zuckte, aber nur einen Moment. Das Pistol sank ein wenig, aber er hob es sogleich wieder. Denn Reineke, der so eben alle vier Beine spielend in die Luft gestreckt hatte, war noch nicht aus der Schußweite, wenn er sich auch mit einem gewaltigen Seitensprung auf die Füße und einige Schritte fortgeschleudert hatte. Ein zweiter Schuß, dieses Mal aus dem Pistol, und Reineke machte seinen letzten Sprung.

Mit einem leisen Schrei, aus dem die unterdrückte Wonne des Gelingens um so deutlicher sprach, war der Bursche vom Erdboden emporgeschnellt. Wie er auf den Fuchs zuging, der bereits kein Lebenszeichen mehr von sich gab, trat ihm ein anderer Knabe entgegen, zwar einige Jahre älter, aber doch noch kein Jüngling. Er war im Vergleich zu dem ersten vornehm gekleidet, in ein ländliches Jagdcostüm, das sich, obgleich man damals 1740 schrieb, im Ganzen wenig von dem Anzuge unterschied, in welchem heute ein Amtmanns- oder Rittergutsbesitzerssohn auf die Jagd gehen würde; denn wo das Bedürfniß spricht, pflegt die Mode selten durchzudringen. Er trug hohe Stiefeln und einen dunkelgrünen, bis oben zugeknöpften Rock. Nur der Hut mit seiner dreieckigen, aus dem Zeitalter des Zopfes wohl-

bekannten Form war jener Zeit eigenthümlich. Eine kleine Jagdtasche vollendete den Jägeranzug; die Flinte trug er unter dem Arm.

Es war ein hübscher, schlanker Junge von feinem Aussehen. Das zarte, von der Februarluft angehauchte Gesicht mit den blauen Augen und dem blonden, vom Wind gelockerten Haar leuchtete wie der Schimmer des anbrechenden Frühlings. Sehr edel hielt er sich, den Kopf etwas in den Nacken zurückgebeugt, namentlich jetzt, wo er stillstand und den Burschen, dessen Schuß so glücklich gewesen, mit einem Blicke maß, aus dem offener Aerger und unzweideutige Drohung sprach und der seinem sonst klaren Auge fast einen dunklen Glanz gab.

Der erste stand ebenfalls eine Sekunde still, sagte dann, mit einem flüchtigen Blick den Aeltern musternd, ein kaum hörbares „Guten Tag!“, schritt auf den Fuchs zu, ergriff ihn bei den Vorderfüßen, hob ihn hoch empor, lachte dann triumphirend auf und rief:

„Gut getroffen, Füchschen! Ins Herz!“

„Du wirst doch nicht glauben, daß Du ihn trafst?“ fragte der Aeltere kurz, fast herrisch.

„Ich denke wohl — das alte Pistol ist gut“, antwortete der Jüngere. „Ich werde ihn ausstopfen lassen. Ein großer Bursche! Und doch ist er noch jung.“

„Das Thier ist mein", sagte der Aeltere. „Oder denkst Du, die Jagd sei frei? Das Revier von Market-Drayton ist unser."

„So bist Du wohl einer von den Wilmingforts?"

„Ja."

„Der älteste, der Erbe, der zukünftige Lord?"

„Nein, der zweite", antwortete der Andere mit einem deutlich erkennbaren Anflug von Mißmuth. „Aber ob ich nun der älteste Sohn oder ein jüngerer bin, Du hast hier nichts zu jagen. Das Revier ist mein und also auch das Thier."

Der Junge hatte den todten Fuchs fallen lassen, steckte das Pistol wieder in die Brusttasche seiner Jacke und betrachtete den Aeltern nicht ohne eine gewisse Schadenfreude.

„Also ein Jüngerer!" sagte er. „Dann bist Du nicht mehr als ich, eigentlich weniger, denn ich bin der älteste von den Clives, die seit Jahrhunderten hier auf Styche wohnen."

„Bist Du Robert Clive?" fragte der Andere mit erwachender Aufmerksamkeit.

„Zu dienen, Sir", erwiderte der Junge lachend. „Das bin ich."

Dem Wilmingfort war bei dieser Unterredung offenbar nicht wohl zu Muthe; das zuversichtliche, kecke Wesen

des jüngern Knaben verwirrte ihn. Er wußte im Augenblick nichts zu sagen. Erst nach einer Pause, während deren Clive ihn nachlässig musterte, fragte er:

„Glaubst Du wirklich, daß ich den Fuchs nicht getroffen?"

„Aber das ist doch sehr einfach", antwortete der Junge und hob das todte Thier wieder in die Höhe. „Sieh, so spielte er, mit dem Kopf dorthin gewendet. Das Fell auf der rechten Seite ist ganz rein — Du hast also vorbeigeschossen. Das ist kein Wunder" — fügte er gleichsam belehrend hinzu. „Wenn man von oben herab schießt, wie Du es gethan, muß man immer tiefer halten, sonst schießt man darüber hinweg. Es ging mir vorgestern ebenso mit einer wilden Katze, die nur zwanzig Schritt von mir unten an einem Abhang saß. Der alte Wilkes, der Revierjäger, hat's mir gesagt, als ich es ihm gestern erzählte —"

„So jagst Du also öfters?" unterbrach ihn der Aeltere.

„Bah, wenn mir etwas vorkommt — mit dem alten Pistol! Ich wünschte, ich hätte eine Jagdflinte wie Du."

„Und das Recht zur Jagd", sagte der Aeltere.

„Unsinn! Man nimmt sich das Recht!" erwiderte Clive verächtlich. „Ich kann höchstens dafür eingesperrt

werden. Und das ist mir sehr gleichgültig. Ihr mögt hier in der Nähe das Recht zur Jagd haben, Ihr Wilmingforts, aber Du siehst, daß es mich nicht hindert, einen Fuchs todt zu schießen, wenn ich ihn sehe."

Obgleich die Unterhaltung genau genommen bis dahin keine freundschaftliche gewesen, so hatte sie doch die Beiden einander näher geführt. Die Wilmingforts waren die reichsten und geachtetsten Grundbesitzer der ganzen Gegend. Und Clive schien dem Andern nicht unbekannt — aus irgend einem Grunde.

„Liegt Dir viel an dem Fuchs?" fragte Wilmingfort.

„Viel? Gar nichts! Ich würde doch nur Redensarten hören müssen, wenn ich ihn nach Hause brächte", antwortete Clive mit einem Zucken der Lippen. „Ich schenke ihn Dir herzlich gern."

„Du schenkst mir, was mir gehört", rief der Andere lachend.

„Nenne es, wie Du willst", antwortete Clive trocken, „aber nimm ihn!"

Wilmingfort versuchte den todten Fuchs an seiner Jagdtasche festzubinden und Clive half ihm dabei. Darauf betrachtete der letztere die Jagdflinte seines neuen Bekannten, untersuchte Schloß und Lauf mit der Miene eines Kenners und gab sie mit dem Bemerken zurück, es sei ein gutes Stück Arbeit, und wenn sie

sein eigen wäre, so sollten die Wilmingforts jährlich einige Rehböcke weniger verspeisen, aber mit dem alten Pistol könne er nicht viel ausrichten.

„Hat Dein Vater keine Flinten?“ fragte Wilmingfort.

„O ja, aber alte verrostete Dinger, zu denen ich nicht heran kann. Wir haben sogar Jagdgerechtigkeit, da drüben, denn wir sind länger hier angesessen in Shropshire als Ihr — seit dem zwölften Jahrhundert. Aber wir sind herabgekommen und mein Vater ist ein Knicker; ich glaube, er hat die Jagd an Euch verpachtet. Er führt Processe, denn er ist so etwas, das man einen Sachwalter oder dergleichen nennt, und besieht täglich dreimal das Gras oder die Saat auf unserem Acker und das Vieh im Stall. Er möchte auch einen Federfuchser aus mir machen. Aber ich habe keine Lust dazu; die Stube und das Sitzen passen mir nicht.“

Das Alles war in kurzen, abgebrochenen Sätzen mehr hervorgestoßen als gesprochen, in nicht gerade bitterer, aber doch sarkastischer Weise.

„Ist es wahr, daß Du in Market-Drayton zuweilen so tolle Streiche machst?“ fragte Wilmingfort.

„Tolle Streiche? Wo könnte man die in dieser erbärmlichen Gegend machen!“ antwortete Clive ver-

ächtlich. „Ja, wenn wir noch zu Robin Hood's Zeiten lebten!"

„Wie, möchtest Du ein Straßenräuber werden?" rief der Sohn des Lords lachend.

„Und warum nicht? Es ist ein Handwerk so gut wie jedes andere und lustiger als die andern. Oder Soldat möcht' ich werden, aber nicht im Frieden, im Krieg. Warum wirst Du nicht Soldat? Du bist doch ein jüngerer Sohn."

„Wahrscheinlich kauft mir mein Vater ein Patent, sobald eins in einem guten Regimente frei ist", antwortete der Andere.

„Ah so, ja — ein Patent kaufen!" sagte Clive mit dem Kopfe nickend. „Offizierspatent! Ich müßte als Gemeiner eintreten — das ist ein Unterschied. Zum Straßenräuber braucht man kein Patent. Doch wir sind davon abgekommen. Tolle Streiche soll ich machen? Nun, ich bin gerade in der Stimmung. Komm mit hinüber nach Market-Drayton — es ist ja ohnehin Dein Weg, wenn Du nach Hause willst — und ich werde meine Bande zusammentrommeln."

„Deine Bande?"

„Ja, und eine wirkliche Straßenräuberbande!" rief Clive mit lautem Lachen, das dieses Mal lustig klang. „Also komm! Wie ist eigentlich Dein Vor-

name? Denn wenn ich Dich stets Wilmingfort nenne, wie Du übrigens gar nicht heißt, so könnte meine Bande schüchtern werden vor lauter Respekt."

„Ich heiße Francis Oldborough, nach unserem Stammgut. Die zweiten Söhne führen stets diesen Namen."

„Also, Sir Francis, wollen wir aufbrechen; der Tag verrinnt, die Zeit ist kostbar!" rief Clive, in dessen Augen ein schelmischer Dämon zu blitzen begann. „Hei, wie wird meine Bande jubeln, wenn sie den alten Schlachtruf der Clives hört!"

Francis lachte zwar und ging auch einige Schritte neben Clive her, der sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, machte aber doch ein bedenkliches Gesicht.

„Hör' mal, Clive", sagte er, „es ist am Ende doch besser, wenn ich nicht mitgehe."

„Hast Du Furcht?" lautete die schnelle, scharfe Gegenfrage.

„Furcht? Nein. Aber mein Vater —"

„Nun, mein Vater freut sich eben auch nicht über unsere Straßenräuberbande und ich habe manchen Denkzettel erhalten. Du kannst übrigens thun und lassen, was Du willst. Ich glaubte nur, es würde Dich amüsiren. Und wenn man sich amüsirt, so kann man nachher schon ein paar Stunden dafür brummen."

„Brummen? Was meinst Du damit?“

„Nun, in der Dachstube eingesperrt sein. Mir ganz gleich. Ich gelte überhaupt für einen verlorenen Sohn. Etwas mehr oder weniger verloren, das scheint mir ziemlich gleichgültig. Doch thu' Dir keinen Zwang an. Oder wenn Du nicht mitten darunter sein willst, so schaue aus der Ferne zu.“

Sie sprachen das, während sie jetzt ziemlich schnell quer über Feld und Wiesen in der Richtung vorwärts schritten, in welcher sich die Kirchthurmspitze eines nahen Fleckens zeigte. Francis schien durch die letzten Worte Clive's beruhigter geworden zu sein; er hatte also nicht nöthig, sich persönlich an den Streichen der Bande zu betheiligen.

Die Unterhaltung verstummte jetzt. Robert Clive, obwohl kleiner und schwächlicher als sein Begleiter, schritt so schnell und energisch dahin, daß ihm der Größere kaum folgen konnte. Er achtete jedoch nicht darauf; er schien ganz mit seinen Gedanken beschäftigt und um seinen Mund spielte zuweilen ein übermüthiges Lächeln.

Jetzt hatten sie den Rücken eines langen Hügelzugs erreicht und zu ihren Füßen, wenig mehr als tausend Schritt entfernt, lag Market-Drayton, ein freundlicher kleiner Flecken, dessen Häuser hell durch die

blätterlosen Bäume der Gärten herüberschimmerten. Viel Leben war in dem Orte und ringsherum nicht zu bemerken. Hier und dort pflügte bereits ein Knecht den kleinen Acker seines Herrn.

Clive stand still und mit ihm sein Begleiter. Er that einen tiefen Athemzug, und in der That war die Luft hier oben so rein, so voll und kräftig, daß man das Bedürfniß zu empfinden schien, sie einzusaugen, zu trinken.

„Da liegt meines Vaters Gut", sagte er, nach links deutend, wo hinter den welligen Hügeln eine kleine Besitzung sichtbar wurde. „Styche heißt das Ding, meinetwegen könnte es Styx heißen — es ist eine Hölle für mich."

Francis Oldborough lachte über den Knabenwitz; Clive blieb ernst und blickte sogar finster vor sich hin. Dann aber raffte er sich schnell auf und zog eine kleine Pfeife, die aus der Klaue eines Rehbocks gefertigt war, aus der Tasche.

„Nun wollen wir Leben in das Nest bringen!" rief er, setzte die Pfeife an den Mund und pfiff. Der Klang war so gellend, so schrill, daß Francis sich unwillkürlich die Ohren zuhalten wollte. Man hörte es förmlich, wie der Schall, bald stärker, bald schwächer, sich in immer breitern Schwingungen über den Ort hinzog.

Es war entschieden ein Signal, das der Bursche pfiff, denn auf einen langen Ton folgten gewöhnlich einige kurze, abgerissene Klänge ganz eigenthümlicher Art. Die ganze Luft schien für einige Minuten nur ein einziger Pfiff zu sein, und Francis sah ganz starr auf seinen Nachbar; er begriff nicht, woher der schmächtige Bursche die Lunge zu solcher Anstrengung nahm.

Jetzt setzte Clive ab. Der Pfiff hallte noch lange unten im Thale nach. Clive lauschte und blickte scharf nach dem Flecken.

„Nun paß auf!" sagte er. „Jetzt kommen sie, wie die Frösche nach dem Regen. Ich zeige immer vorher an, wenn ich einen Raubzug unternehmen will. Die gewöhnlichen Straßenräuber thun das nicht, wie ich glaube. Aber die großen Räuber sollten es immer thun — es ist mannhafter."

In der That erklangen jetzt von allen Seiten ähnliche Pfiffe aus dem Ort herauf. Einzelne Jungen erschienen vor den ersten Häusern und warfen ihre Mützen zum Gruß für Clive hoch in die Luft.

„Nun hinab!" rief dieser. „In zehn Minuten ist die ganze Bande beisammen. Ich wette darauf, daß wenigstens sechs, die jetzt in der Schule sind, aus den Fenstern springen und sich uns anschließen. Doch ich vergaß — Du kannst mir langsam folgen, wenn Du willst."

Der Spott und die Verachtung, welche in den letzten Worten lagen, waren so fein, daß ein männliches Ohr sie überhört haben würde. In dem Herzen des Knaben aber hallten sie wieder und er folgte eilig seinem Genossen, der jetzt den Berg mehr hinabrannte als ging und in wenig Minuten bei den Burschen war, die ihn mit jubelndem: „Guten Tag, Clive! Robert ist da! Hurrah, Robert, wir unternehmen einen Zug!" empfingen und ihm immer wieder die Hand schüttelten, bis jetzt auch in ihrem Jubel sich um den Lordssohn, der den meisten bekannt sein mochte, wenig bekümmerten.

„Nach dem Marktplatz!" sagte Clive, der die Huldigungen ziemlich kühl hinnahm, und nochmals zog er seine Pfeife hervor und ließ ihre gellenden Pfiffe durch den stillen Ort hallen.

Der Rattenfänger von Hameln war ein armer Wicht gegen Robert Clive von Market-Drayton. Jenem folgte nur eine Anzahl kleiner Kinder; dieser machte den ganzen Ort rebellisch. Alle Fenster, alle Thüren öffneten sich, als Clive durch die schmale Straße des dorfähnlichen Fleckens nach dem Markte schritt.

„Der gottvergessene Bube! Da ist er schon wieder! Dieser nichtsnutzige Racker — welche Streiche wird er heute wieder vollführen!" Das und Aehnliches hörte Francis von allen Fenstern her, und Clive hörte es

natürlich ebenso gut, verzog aber keine Miene, sondern schritt wie ein General inmitten seiner Truppen dahin, den Kopf zurückgeworfen, aber lässig in der Haltung, ein echtes Musterbild der Flegeljahre.

Die Bande wuchs mit jeder Minute. Wer nur entschlüpfen konnte, entfloh der väterlichen Obhut, die allerdings seit dem Pfeifen Clive's, das Jeder kannte und Jeder gehört hatte, eine doppelt sorgsame geworden war. Die drolligsten Scenen entstanden, wenn eine Mutter hier und dort den halberwachsenen Jungen festhalten wollte und wenn es diesem dennoch gelang, sich loszureißen und sich unter den Verwünschungen und Klagen der Geängstigten dem Zuge anzuschließen; oder wenn aus irgend einem Fenster die dumpfen Hiebe hervorschallten, die irgend ein Lehrbursche erhielt, weil er bei dem ersten Pfiff Clive's Hobel oder Pfriemen hingeworfen, um sich dem Siegeszuge des jugendlichen Bandenführers anzuschließen; oder wenn irgend ein Blondkopf mit erhitztem Gesicht durch allerlei Mienen-spiel und Gliederverrenkungen hinter einer blinden Fensterscheibe hervor sich auszudrücken bemühte, daß er zwar jetzt noch nicht kommen könne, aber sicherlich in kurzer Zeit auf dem allgemeinen Sammelplatz sein werde. Kein Häuschen war, aus dem nicht irgend ein Männer- oder Frauenkopf hervorschaute, mit halb neu-

gierigem, halb zornigem Gesicht, Verwünschungen über den „verwetterten“ Burschen murmelnd, der schon so oft den ganzen Flecken in Aufruhr gebracht. Selbst die kleinsten Kinder schrieen wie besessen ein Hurrah für Clive.

Dieser selbst, ein echter Triumphator, schien für das Alles keinen Blick zu haben. Er wandte sich nur einmal nach Francis um, der mit verlegener, scheuer Miene zur Seite des lärmenden und stets anwachsenden Haufens schritt und in seiner gentlemännischen Jagdkleidung und mit seinem bereits jünglingshaften Aeußern gewaltig von der halb zerlumpten und schmuzigen, jedenfalls ärmlich gekleideten Bande abstach, die seinem neuen und gefährlichen Freunde folgte. Offenbar war er aufs peinlichste bewegt; aber sein Ehrgefühl, neu geweckt durch den letzten kalten und forschenden Blick Clive's, gestattete ihm nicht mehr, sich zurückzuziehen.

Der Marktplatz war bald erreicht. Ein Dutzend Jungen, die in der Mitte desselben standen, empfingen Clive mit einem betäubenden Jubelruf, und aus allen Gassen, die auf den Markt mündeten, kam neuer Zuzug herbeigeströmt. Wallenstein's Werbetrommel hatte keine größere Zauberkraft als der Pfiff Clive's.

Der Marktplatz war nicht groß. Niedrige, meist ein- oder zweistöckige Häuser von alterthümlicher Bau

art und mit Erkern versehen, umgaben ihn auf allen Seiten. Die Häuser schienen mit wenigen Ausnahmen von Gewerbtreibenden bewohnt, Bäckern, Fleischern, Schuhmachern, Tuchhändlern, sogenannten Materialwaarenhändlern, wie wir in Deutschland sagen, Korbmachern und andern mehr. Auch hier entwickelte sich nach dem Jubelgeschrei, mit dem Clive empfangen worden, sogleich ein sehr reges Leben vor den Thüren und hinter den Fenstern.

Clive hatte einigen von den größern Burschen die Hand gereicht, die andern beachtete er nicht. Er fragte, wo der oder jener sei. Ueber Land, oder in der Schule, oder krank, lauteten die Antworten. Inzwischen kamen einige handfeste Burschen mit erhitzten Gesichtern herbeigestürzt. Das waren die Schulflüchtigen. Clive rief ihnen ein lachendes und beifälliges Willkommen entgegen.

„Ha, seht! Der alte Smith packt bereits seinen Krimskrams zusammen!" rief er dann, auf einen Bäckerladen deutend, vor dem einige Burschen und ein ältlicher wohlbeleibter Mann bemüht waren, die auf einer Bank vor der Thür ausgelegten Backwaaren in das Innere zu tragen. „Der hat Angst! Der denkt an das letzte Mal!"

„Du, wer ist denn das?" fragte ein Knabe, Clive

anstoßend und auf Francis deutend. „Ist der nicht von Oldborough?"

„Mein Freund, Sir Francis Oldborough", antwortete Clive zwar nicht laut, aber doch deutlich genug, daß Jeder ihn verstand. „Er will an unserm Feldzuge als Zuschauer oder Freiwilliger Theil nehmen. Heda, Mylords und Gentlemen!" fügte er laut hinzu. „Die Kunst aller großen Feldherrn bestand in der Ueberraschung. Man muß den Feind nicht zu Athem kommen lassen, er darf nicht Zeit haben, sich zur Gegenwehr zu rüsten. Seid Ihr bereit, Burschen von Market-Drayton, mir zu folgen in jede Gefahr?"

Es lag nichts Theatralisches, eher etwas Komisches in dieser mit erhobener Hand gesprochenen Aufforderung. Die Jungen aber brüllten ein begeistertes und ganz ernstes Ja.

„Gut denn! Wer ist an der Reihe?"

„Hornes, der Bäcker, Wilkes, der Fleischer, Pike, der Materialist, Knox, der Bäcker" — so schwirrten eine Menge Namen durcheinander.

„Wer sind die nächsten? Denn wir müssen schnell machen!"

„Hornes und Pike — da drüben, neben einander, an der Ecke."

„Gut, so wollen wir Smith heute schonen, da er

uns so großen Respekt bezeigt und schon jetzt die Flucht ergreift. Auf, Burschen von Market-Drayton! Zu Hornes!"

Es gab keine Thür auf dem ganzen Marktplatz, vor der nicht einige Personen standen, die meist sehr lebhaft gestikulirten und die geballten Fäuste gegen die jugendliche Bande ausstreckten. Diese folgte jetzt dem schnell voranschreitenden Clive nach der nächsten Ecke, an der sich ein kleiner Bäckerladen befand. Sobald der Meister, der gleichfalls mit seiner Frau und einigen Lehrburschen vor der Thür stand, die Rotte auf seinen Laden zukommen sah, wollte er die Thür schließen, drohte auch mit einem gewaltigen Knüttel. Aber man sah deutlich, wie die Frau ihm den erhobenen Arm niederdrängte und flehentlich in ihn zu dringen schien. Darauf senkte der Meister seinen Prügel und blieb vor der offenen Thür stehen.

Es waren jetzt fast hundert größere und kleinere Burschen hinter Clive. Francis Oldborough war auf die Seite getreten und folgte ganz langsam. Clive schritt so muthig dahin wie an der Spitze einer Sturmcolonne.

„Guten Tag, Mr. Hornes!" rief er, sobald er dem Bäcker bis auf zehn Schritt nahe gekommen war. „Wie geht's?"

„Dank' Euch, Master Clive!“ antwortete der Bäcker, dessen Gesicht sehr zornig war, der sich aber zur Ruhe zwang. „Mir geht's so ziemlich. Und Euch?“

„O dank' Euch, leidlich, Mr. Hornes! Hättet Ihr nicht vielleicht einige alte Milchbrode oder Schrippen für einige verhungernde Waisenkinder in Market-Drayton?“

Dabei lüftete er seine Mütze und sprach in etwas kläglichem Ton, wie ein reisender Handwerksbursche. Das war das Signal für die Rotte hinter ihm, die sich bis jetzt, voll Erwartung der kommenden Dinge, lautlos verhalten, in ein helles und höhnendes Gelächter auszubrechen.

„Master Clive“, antwortete der Bäcker glutroth und hielt seinen Knüttel mit den großen Händen umspannt, „ich habe nicht nur altes, sondern auch frisches Brod für die Waisen in Market-Drayton. Aber für Euch gottverdammtes Raubgesindel, das sein Wesen schon viel zu lange treibt und dem der Squire längst Einhalt hätte thun sollen, für Euch —“

„John, ich bitt' Dich, denk' an Filburn!“ rief seine Frau mit dringender Stimme aus dem Innern.

Der Bäcker biß die Zähne zusammen, drehte sich kurz weg, wandte sich dann wieder zu Clive und murmelte:

„Nun, was verlangt Ihr, Ihr —“

„O, nichts als etwas von Eurem prachtvollen Speckkuchen und Eurem milchweißen Feinbrod für meine armen Waisen!“ antwortete Clive, immer noch sehr höflich und die Hand bescheiden an der Mütze haltend.

„So gebt es ihnen!“ rief der Bäcker im Hineingehen und warf die Glasthür so wüthend hinter sich zu, daß eine Scheibe zersprang. Die Thür wurde sogleich wieder geöffnet, und ein Lehrbursche, aus dessen verkniffenem Lachen nur zu deutlich sprach, wie gern er den Witz als Waisenknabe selbst mitgemacht hätte, brachte auf einem großen blechernen Bret eine tüchtige Portion Speckkuchen und einen ansehnlichen Haufen Weißbrod.

„Sage Mr. Hornes unsern besten Dank!“ rief Clive ernst. Dann wandte er sich zu den Knaben, die das Gebäck mit lüsternen Blicken beschauten. „Wer von Euch hat das letzte Mal nichts erhalten?“

„Ich! Ich auch nicht!“ riefen einige Knaben, indem sie vortraten.

„So nehmt Euch, und wer zu viel hat, mag den Andern abgeben“, sagte Clive. Er selbst nahm nichts.

Im Nu war das Bret leer. So viel lüsterne Blicke auch auf den duftenden Backwaaren geruht hatten, keiner von den Burschen wagte dem andern sein

Theil abwendig zu machen oder ungerechtfertigte Ansprüche zu erheben. Clive hatte eine vortreffliche Disciplin in seiner Bande hergestellt.

Mr. Pike, der Materialwaarenhändler, der Nachbar des Bäckers, hatte währenddessen vor seiner Thür gestanden und der Scene mit einer Miene zugeschaut, in welcher Spott und Besorgniß mit einander kämpften. Er war ein kleiner, schmächtiger Mann, der nicht danach aussah, als ob er irgend einem energischen Angriff gewachsen sei. Wahrscheinlich wartete er darauf, ob das Gewitter gnädig an ihm vorüberziehen werde.

„Schwenkt Euch! Vorwärts! Marsch!“ rief Clive, und wiederum der Bande voranschreitend, trat er bis vor die Stufen, die zu dem Laden Pike's hinaufführten.

Der Materialist erbleichte ein wenig und wollte in seinen Laden zurücktreten. Aber bereits sprach Clive ihn an.

„Guten Tag, Mr. Pike! Wie geht's Ihnen denn?“

„Danke, Master Clive, nicht sehr gut. Wünschen Sie irgend etwas zu kaufen? Was macht der Herr Papa?“

„Der Herr Papa befindet sich recht wohl. Sie haben eben gesehen, Mr. Pike, mit welcher Großmuth Ihr Nachbar meine Waisenknaben bedacht hat.

Aber der Mensch, und wäre er selbst ein Waisenknabe, lebt nicht vom Brod allein, nicht einmal von Kuchen. Würden Sie nicht die große Gefälligkeit haben, Mr. Pike, meinen armen Knaben etwas von Ihren Delicatessen zukommen zu lassen, vielleicht einige Mandeln und Rosinen oder etwas Johannisbrod oder einige gebackene Pflaumen? Die armen Kinder möchten auch gern einmal einen vergnügten Tag haben."

„Wenn Sie dafür bezahlen, herzlich gern, Master Clive!"

„O, bezahlen? Arme Waisenknaben bezahlen?" sagte Clive demüthig und mit der Mütze in der Hand. „Sie werden doch nicht so grausam sein, Mr. Pike, so unbarmherzig? Sehen Sie meine verhungerten Knaben an, sie haben nichts als Steine in den Taschen. Nicht wahr, Ihr armen Würmer?"

Hundert Hände reckten sich unter lautem Jubel empor und in jeder befand sich ein Stein von ansehnlicher Größe. Wären sie alle — wie dies schon einmal bei dem widerspenstigen Fleischer Filburn geschehen, der den Jungen seine Knackwürstchen verweigerte und die Hunde auf sie hetzte — in seine Glasthür und sein Schaufenster geflogen, der Schade wäre sicherlich größer gewesen als der augenblickliche Verlust an Waaren. Mr. Pike ließ deshalb seinen Blick rath-

los über den Marktplatz schweifen, ob ihm nicht etwa unerwartete Hülfe komme. Aber er sah nichts. Einige Bürger zwar hatten sich vor einem ansehnlichen Hause zusammengethan und schienen zu berathen, ob dem Unfug, der sich jetzt zum vierten oder fünften Male wiederholte, nicht zu steuern sei. Aber ehe sie zu einem Entschluß kamen und ehe der Büttel mit seinen Knechten herbeigerufen war, konnte die Plünderung längst beendet und die Bande, wie das gewöhnlich geschah, blitzschnell zerstreut sein.

Mr. Pike sagte also nichts weiter, ging in seinen Laden zurück und schickte einige Düten mit Rosinen, Mandeln, gebackenen Pflaumen und ein großes Stück Zuckerkand heraus. Die Bande, bis dahin in Schweigen der kommenden Dinge harrend, empfing sie mit Jubel und die Vertheilung fand wie das erste Mal statt. Clive nahm wieder nichts für sich.

Noch während aber die Knaben sich in die Leckerbissen theilten und Clive mit verschränkten Armen dastand, überlegend, wohin er nun seine Schaar führen solle, gewann die Scene plötzlich ein anderes Ansehen.

„Der Büttel! Der Büttel!" riefen einige Jungen.

Clive ließ die Blicke rasch über den Markt schweifen. Richtig, da kam er in vollem Amtsornat, mit dem dreieckigen Hut, dem blauen betreßten Rock, der

rothen Weste, den hellledernen Hosen und den kurzen Stulpenstiefeln — ein vierschrötiger, untersetzter Gesell mit rothem Gesicht, den langen Säbel an der Seite und in der Hand einen schweren Stock mit metallenem Knopf; hinter ihm zwei kolossale Gestalten, ebenfalls mit Säbeln und Stöcken, seine Gehülfen. Er kam, so schnell es ihm seine Corpulenz erlaubte, mit großen Schritten über den Platz, gerade auf die Schaar zu.

„Auf Wiedersehn! Ich entlasse Euch!" rief Clive.

Die Schaar stob auseinander. Clive selbst stand noch eine halbe Minute ganz ruhig auf derselben Stelle und schien zu überlegen. Sein Blick fiel auf Francis, welcher ein beständiger Zuschauer dieser Erpressungsscenen gewesen war.

„Auf Wiedersehn, Sir Francis!" rief er. „Ich muß mich jetzt salviren. Sonst sperren sie mich in den Stock."

Aber mit dem Salviren ging's nicht mehr. Wie auf Verabredung nämlich hatten die Bürger von Market-Drayton die Zugänge zu den Gassen besetzt, welche auf den Marktplatz mündeten. Dieses Mal wollten sie Ernst machen und sich für ihre frühere Lässigkeit entschädigen. Es gab keinen Ausweg. Ein Theil der Buben flüchtete sich in die Häuser am Markt, in die sie zum Theil gehörten, und wurden natürlich von

ihren Aeltern oder Verwandten nach einigen tüchtigen Püffen in die Thüren gestoßen, damit sie nur schnell verschwänden. Die andern zerstreuten sich in einzelnen Gruppen über den Marktplatz, möglichst fern vom Büttel. Francis war vor die Thür eines stattlichen Hauses getreten, dessen Wirth den ihm bekannten Sohn des Lords mit einem tiefen Bückling begrüßte. Und Clive blieb immer noch stehen. Daß es auf ihn abgesehen sei, daran war kein Zweifel. Der Büttel steuerte gerade auf ihn zu.

Hier war nun wirklich Noth am Mann. Bisher hatte Clive mit einigen väterlichen Hieben und einem halben Tag Brummen in der Dachkammer seine tollen Streiche gebüßt. Faßte ihn der Büttel, so gab es eine öffentliche Strafe, wahrscheinlich die Schaustellung im Stock. Mochte er leichtsinnig und übermüthig sein, bei dem Gedanken an eine Strafe, die für entehrend galt, fuhr es ihm doch gewaltig in den Kopf, das zeigte sein erglühendes Gesicht und sein zuckender Mund. Schon war ihm der Büttel bis auf zwanzig Schritt nahe, keuchend und stöhnend wie ein Rhinoceros, das seinen Feind zertreten will. Da hatte Clive einen schnellen Entschluß gefaßt.

Wie ein Pfeil, mit einer Leichtfüßigkeit, die noch unübertroffen war, flog er an dem Büttel vorbei, quer

über den Platz. Wohin er wollte, blieb allen ein Räthsel, denn er wandte sich der Kirche zu, die sich an der einen Ecke des Marktes erhob. Die schmalen Gassen, welche dieselbe von den Häusern trennten, waren so gut wie alle andern besetzt, ja durch die gaffende Menge fast verstopft. Was wollte er dort? Der Büttel hielt athemlos in seinem Sturmschritt inne und trocknete sich den Schweiß von der Stirn; alle Blicke folgten dem Flüchtigen.

Dieser rannte gerade auf die Kirche zu, deren Thurmseite dem Marktplatz zugekehrt war. Der Thurm war alt, nicht allzuhoch, sehr fest gebaut. Eine mächtige Eichenthür verschloß den Eingang nach dem Platze zu. Außerdem hatte er in seinem untern Stockwerk nur noch zwei Oeffnungen, die man nicht Fenster nennen konnte, da sie sehr klein und unverschlossen waren, sogenannte Luken. Sie befanden sich ungefähr in Manneshöhe über der Erde. Auf eine dieser Luken eilte Clive zu und sprang mit einem gewaltigen, für einen so jungen Burschen fast unglaublichen Ansatz nach ihr empor, sodaß er mit den Händen das Gesims erreichte. Dann zog er den Körper nach und verschwand im Innern. Das geschah in wenigen Sekunden.

Ein allgemeines Staunen bemächtigte sich sowohl der alten wie der jungen Menge, die Zuschauer dieses

plötzlichen Verschwindens gewesen. Einige Sekunden lang blickte Alles nach dem Thurm, als ob er ein Abgrund sei, der Clive verschlungen. Dann aber brachen Einzelne in ein Gelächter aus, das bald ansteckend wurde und über den ganzen Markt hallte.

„Der Dummkopf! Na, den haben wir! Besser als im Thurm konnte er nirgends sitzen! Dieser Narr! Na, Flint, nun holt ihn Euch! Er hat Euern wassersüchtigen Beinen die Sache leicht gemacht."

Flint, der Büttel, schien ebenso zu denken, denn er lachte, während er sich noch immer den Schweiß von der Stirn trocknete, ganz vergnügt vor sich hin und gab dann einem seiner Gehülfen den Auftrag, zum Küster zu gehen und sich von diesem den Schlüssel zum Thurm geben zu lassen.

Der Küster war indessen gleichfalls Zeuge des ganzen Auftritts gewesen und kam dem Büttel bereits mit dem Schlüssel entgegen. Ungefähr zwanzig erwachsene Personen folgten dem Büttel und dem Küster nach dem Thurm.

Inzwischen war auf das Lachen bereits eine andere Stimmung gefolgt. Man begann bedenklich zu werden.

„Es sind da tiefe Gruben in dem Thurm", sagte der Eine. „Der Junge wird sich doch nicht hineingestürzt

haben? Toll genug ist er dazu." — „Er wird zu den Glocken emporgeklettert sein und sich von dort herunterfallen lassen", meinte ein Anderer. — „Oder er stürzt sich am Ende gar aus den Schalllöchern heraus", lautete ein drittes Bedenken. „Er muß doch eine verzweifelte Absicht gehabt haben, daß er gerade in den Thurm retirirte. So dumm ist er doch nicht, daß er nicht wüßte, er könne dort nicht wieder heraus und sitze wie die Maus in der Falle."

Der Küster hatte eben die schwere Eichenthür geöffnet, als ein allgemeiner gellender Schrei ihn innehalten und sich umschauen ließ. Alle Blicke waren mit dem Ausdruck der Angst und des Entsetzens nach der Spitze des Thurms gerichtet. Die am Fuße desselben Befindlichen mußten zurücktreten, um nach der Höhe hinaufschauen zu können.

Der Thurm war, wie erwähnt, massiv gebaut, bis zu einer Höhe von neunzig oder hundert Fuß. Dort oben hingen die Glocken und über ihnen erhob sich die schmale und schlanke hölzerne Spitze, die mit Kupfer gedeckt war. Wo das massive Mauerwerk aufhörte, waren einige schmale, fliesenartige Steine über den Rand hinausgelegt, sodaß sie einige Fuß vorstanden. Wahrscheinlich hatten sie, wenn nicht zur Zierde, als Stützpunkte für das Gerüst zum Bau der Spitze dienen sollen.

Zu diesen Steinen konnte man nur gelangen, wenn man sich aus den Schalllöchern herausschwang, und das hatte Clive zum Entsetzen des alten und jungen Market-Drayton so eben gethan. Er stand jetzt außerhalb des Thurms in schwindelnder Höhe, bückte sich und setzte sich auf einen der hervorragenden Steine, sodaß er rittlings auf demselben saß. Dort baumelte er vergnügt mit den Füßen und drehte dem Büttel, dessen rothes Gesicht so weiß geworden war, als dies nur irgend möglich schien, eine Nase.

Der ganze Markt war still geworden. Niemand rührte sich. Es schien, als fürchte Jeder durch irgend eine Bewegung den Jungen von seinem gefährlichen Sitze herabzustürzen, als könne ein Lufthauch ihn herunterwehen.

„Schickt zu seinem Vater!" sagte eine Stimme unten, und ein Mann eilte fort, trat aber dabei so leise auf, daß er zu schleichen schien. Ein fester Fußtritt hätte ja den Thurm erschüttern und Clive aus dem Gleichgewicht bringen können.

Entsetzliches Wagstück! Schwindel schien der Knabe nicht zu kennen. Er rückte auf dem Steine hin und her, suchte sich die bequemste Lage und winkte zuweilen einem Burschen unten auf dem Markt einen Gruß zu. Noch waren alle wie gelähmt. Francis Oldborough

hatte sich mit kreidebleichem Gesicht auf die Bank vor dem Hause gesetzt, dessen Besitzer ihn kannte. Nur einige Frauen regten sich. Sie brachten Betten aus den Häusern und fragten die Männer, ob sie dieselben nach dem Thurm tragen sollten.

Auch der Bürgermeister erschien jetzt. Sein Gesicht war ziemlich verstört und seine gewöhnliche Würde hatte ihn einigermaßen verlassen. Er machte Clive ein Zeichen, daß er mit ihm sprechen wolle, und dieser legte zum Zeichen, daß er ihn verstanden, die Hand an seine Mütze.

„Komm herab, Clive!" rief der Bürgermeister.

„Ich befinde mich hier oben sehr wohl, Sir!" lautete die Antwort.

„Ja, aber es ist ein gefährlicher Sitz, Du könntest herabstürzen."

„O, ich sitze ganz sicher, hat gar nichts zu sagen, Sir!"

„Aber es sieht sehr ängstlich aus. Komm, Clive, sei kein Kind. Es soll Alles vergeben und vergessen sein, wenn Du sogleich herabkommst. Aber nimm Dich in Acht, ich bitte Dich."

„Dank' Ihnen, Sir! Was soll vergeben und vergessen sein?"

„Die ganze heutige Geschichte. Komm herunter!"

So gefährlich Clive's Lage war, so machte das

laute Parlamentiren zwischen beiden, das hell über den ganzen stillen Platz klang, doch einen fast komischen Eindruck. Die Zuschauer, durch Clive's Sicherheit ermuthigt, begannen sich zusehends zu erholen. Man hörte wieder einzelne Ausrufungen: „Dieser vermaledeite Bube! Dieser gottlose Junge! Hat Courage für zehn! Den holt doch noch einmal der Teufel! Ist so etwas schon dagewesen? Behüt' uns Gott vor dem, wenn er älter wird!"

Aber in dem Allem lag neben dem Schauder vor der Tollkühnheit des Burschen doch ein gut Theil Bewunderung.

„Ich vertraue Ihren Worten, Sir", rief Clive herab. „Aber wie steht's mit meinem Vater? Ich komme nicht eher herab, als bis er mir versprochen, daß ich nicht wieder brummen soll. Und von Prügeln darf auch keine Rede sein."

„Da ist er, da ist Mr. Clive!" riefen einige Stimmen.

Styche lag nahe bei Market-Drayton, aber doch nicht so nahe, daß der Bote ihn schon jetzt von dort hätte herbeiholen können. Der Zufall war dem Boten zu Hülfe gekommen. Mr. Clive hatte Geschäfte in Market-Drayton und war dem Abgesandten kurz vor dem Flecken begegnet.

Der Vater Robert's, ein stattlicher, noch sehr munterer Herr von nicht viel über vierzig Jahren, hatte natürlich von dem Boten das Wesentliche schon erfahren und langte vom schnellen Gehen sehr erhitzt auf dem Marktplatze an. Sofort umringte ihn eine Schaar von Theilnehmenden.

„Thun Sie ihm nichts, Mr. Clive!" rief es von allen Seiten. „Er hat zwar Strafe verdient — er ist ein ganz heilloser Patron — aber sehen Sie nur, wo er sitzt! Er ist im Stande und wirft sich herunter, uns vor die Füße."

Als Mr. Clive die Stellung bemerkte, in der sich sein Erstgeborener befand, wurde er leichenblaß und wäre fast umgesunken. Indeß erholte er sich bald unter dem tröstenden Zuspruch der Umstehenden, die ihm versicherten, Robert bewege sich dort oben ganz behaglich. Endlich ging er auf den Thurm zu und begrüßte sich mit dem Bürgermeister.

Hunderte von Menschen befanden sich jetzt am Fuß des Thurms, unter ihnen viele Frauen, die Betten auf einander gehäuft hatten. Robert blickte anscheinend mit großer Seelenruhe herunter.

Mr. Clive machte verschiedene Versuche, den Knaben anzureden, aber die Stimme versagte ihm.

„Robert, komm herab!" rief er endlich. „Ich ver-

spreche Dir, daß Dir für heute nichts geschehen soll. Aber sei vorsichtig, Du Unglückskind! Es sind einige Leute oben, die Dir helfen werden."

„Ist gar nicht nöthig, Papa!" lautete Robert's helle Antwort. „Also nicht brummen?"

„Nein, nein!"

„Keine Prügel?"

„Nein, komm nur!"

„Keine Vorwürfe, Papa, auf Dein Wort?"

„Nichts, nichts, auf mein Wort! Sei vorsichtig!"

Robert rief ein lautes Bravo und schwang sich leicht empor, als befände er sich auf einer Planke auf ebener Erde. Wieder ward es todtenstill, als er aufrecht und ohne sich irgendwo zu halten auf dem Steine stand. Aus dem Schallloch streckten ihm einige Männer die Hände entgegen, aber er wies ihren Beistand zurück. Geschickt hob er sich an der Brüstung der Schallöffnung empor und verschwand im Innern des Thurms.

Das Jubel- und Beifallsgeschrei, das nun ausbrach und von der Jugend mit einem wahnsinnigen Eifer immer höher hinaufgeschraubt wurde, währte fort und fand seinen Höhepunkt, als Clive unten aus der Thür trat. Indessen blieb dem Helden des Tages keine Zeit, sich lange an seinem Triumph zu ergötzen. Der Vater,

in dessen Augen Thränen standen und dessen Lippen zitterten, ergriff mit fester Hand den Arm seines Sohnes.

„Komm, Du Lümmel!" sagte er halblaut. „Ich schäme mich Deiner! Was wird Deine Mutter sagen!"

Etwas wie Scham war auch auf Robert's Gesicht. Er blickte zur Erde und das Weinen war ihm näher wie das Lachen. Doch konnte er sich nicht enthalten, Francis Oldborough, als er an demselben vorüberkam, einen Blick zuzuwerfen, ihm zuzunicken und zu rufen: „Auf Wiedersehen, Sir Francis!"

Dann traten Vater und Sohn in eine Seitengasse. Hinter ihnen her aber erscholl noch der donnernde Ruf der Jugend:

„Ein Hurrah für Robert Clive!"

Der Junge schlief längst. Niemand hatte ihm ein Wort gesagt. Es war gethan worden, als ob nichts geschehen. Aber gerade das hatte ihn gewurmt. Die verweinten Augen seiner Mutter hatten ihm in die Seele gebrannt. Er war, ohne viel von seinem Abendbrod zu genießen, früh zu Bett gegangen und schlief jetzt, wenn auch nicht den Schlaf des Gerechten, doch den Schlaf der Jugend.

Unten aber in dem stillen traulichen Wohnzimmer

saßen noch lange vier Personen vor dem Kaminfeuer: die Mutter, der Vater, der Oheim, der gerade zum Besuch anwesend war, und ein Lehrer aus Market-Drayton, der infolge des Vorfalls nach dem Landgut herübergekommen.

Stundenlang hatten sie bereits mit einander gesprochen. Was sollte aus dem Jungen werden? Wie war sein Trotz zu bändigen, wie war seine Unlust, irgend etwas Ernstes zu unternehmen, zu beseitigen? Wozu hatte er Anlage? Wozu waren die Fähigkeiten, die in ihm schlummerten, zu gebrauchen?

Soldat werden? Wie konnte er die strenge Disciplin ertragen! Ihn zur See schicken? Auch dort würde er nicht Ordre pariren. Handwerker, Schreiber, Landmann — zu nichts hatte er Sinn. Auch zu keiner Kunst oder Wissenschaft war Neigung in ihm, obwohl es ihm an schnellster Fassungskraft nicht fehlte. Er war und blieb ein unruhiger Geist, der von dem Einen zum Andern sprang, den Alles bald langweilte.

„Er ist ein verlorener Sohn!" seufzte der Vater.

„Er ist ein Taugenichts und wird es bleiben!" stöhnte der Oheim.

„Nicht den Muth verlieren!" tröstete der Lehrer. „Er ist nicht der erste derartige Junge, der mir vorgekommen, obwohl er alle an Eigensinn und Wildheit

übertrifft. Er ist ja noch nicht fünfzehn Jahre; wer wird da die Hoffnung aufgeben! So viel freilich steht fest, Mr. Clive — Gewöhnliches wird nicht aus ihm und seinen Willen muß man ihm bis zu einem gewissen Grade lassen. Sehen Sie's noch eine Zeit lang ruhig mit an, und ändert er sich dann nicht, so schicken Sie ihn weit fort, damit ihn das Leben in seine Mühle nimmt und gehörig bearbeitet. Ich habe eine Ahnung, daß aus dem Jungen doch noch einmal etwas werden kann, und zwar etwas Ordentliches."

Vater und Oheim antworteten nicht. Nur die Mutter blickte dankend zu ihm auf und der Händedruck, mit dem sie ihn beim Abschied entließ, war wärmer als an jedem andern Abend.

Zweites Kapitel.

Rio de Janeiro.

Vier Jahre später saß ein junger hagerer Mann von kaum achtzehn Jahren vor einem hölzernen Tisch in einer einfachen Matrosenschenke, nahe dem Hafen von Rio de Janeiro. Er saß allein an seinem Tisch vor einer geleerten Flasche. Sein bleiches Gesicht war leicht geröthet und die Augen blickten etwas gläsern; die eine Hand hing ihm schlaff an der Seite nieder, die andere lag zusammengeballt, krampfartig fest geschlossen auf dem Tisch.

Er achtete nicht im mindesten auf den Lärm, der rings um ihn her von einem Dutzend Matrosen aus aller Herren Ländern vollführt wurde. Die Zechlieder, die plumpen Scherze der halb oder ganz betrunkenen Menge schienen nicht an sein Ohr zu dringen. Ent=

weder war ihm der schwere brasilianische Landwein zu stark gewesen und hatte ihn in eine Art Betäubung versetzt, oder es beschäftigten ihn Gedanken sehr ernster Art. Das helle Haar, das hinten in einen schwachen Zopf zusammengebunden war, hing ihm vorn verworren um die gefaltete Stirn. Die Lippen waren zusammengepreßt und regten sich nur selten zu einem kurzen Zucken. Es lag trotz der Jugend bereits etwas Aeltliches auf seinem Gesicht. Jedenfalls hatte er bereits viel erlebt, wenn auch nicht im Kampfe mit der Welt, doch im Ringen mit sich selbst.

Sein Anzug war sehr einfach und er trug ihn auf eine Weise, die auf den ersten Blick seine Sorglosigkeit in dieser Hinsicht verrieth. Ein Seemann war er nicht, vielleicht aber ein Schreiber, Heilgehülfe oder etwas dergleichen auf einem Schiffe. Sonst wäre er wohl nicht in diese Schenke gerathen, die ausschließlich von Matrosen besucht wurde. Uebrigens fehlte ihm jedes Abzeichen irgend einer Stellung.

Das Gelage der Matrosen drohte in Zänkerei auszuarten, als es durch die schrille Stimme der portugiesischen Wirthin unterbrochen wurde, die ihren lärmenden Gästen ankündigte, daß es Mitternacht sei, daß sie keinen Tropfen mehr erhalten würden und daß sie die Schenke räumen müßten.

Auch darauf achtete der junge Mann nicht. Die Matrosen bezahlten und verließen in einzelnen Abtheilungen die Schenke, um ihren Lärm oder ihr Gezänk auf der Straße fortzusetzen. Erst durch die eingetretene Ruhe schien er plötzlich aufgeschreckt zu werden. Er fuhr empor, griff sich mit der Hand an die Stirn und ging mit schwankenden Schritten nach dem Schenktisch, um seine Zeche zu bezahlen. Er suchte lange nach dem einfachen Geldstück in seinen Taschen; es schien das letzte zu sein. Als er es gefunden und bezahlt, ging er ohne Gruß hinaus.

Es war eine kühle, mondscheinlose, aber sternenhelle Nacht. Erleuchtung gab es natürlich nicht. Doch war der Weg nach dem Hafen leicht zu finden. Robert Clive — er war es — ging langsam durch die schmalen Gassen. Vor sich hörte er den Lärm einer Matrosengruppe. Die Leute gehörten zu demselben Schiff, auf dem auch er sich befand, nicht zur Mannschaft gehörig, sondern nur als Passagier. Doch hatte der Kapitän ihn gebeten, ein wachsames Auge auf die Matrosen zu haben, denen er an diesem Tage erlaubt, an das Land zu gehen. Deshalb war Clive in jener Schenke gewesen, wenn auch nicht eben als aufmerksamer Wächter.

„Hoio! Eine hübsche Dirne! Hoio! Laßt sie uns näher sehen!“

Diese Worte schlugen scharf aus dem unbestimmten Lärm, der bis dahin zu ihm gedrungen, an sein Ohr. Unwillkürlich ging er schneller. Er sah nichts als einige Fackeln, deren Träger auseinander zu rennen schienen; dann hörte er einige Worte, die von den Matrosen mit höhnischem Gelächter beantwortet wurden. Er rannte vorwärts.

„Eine hübsche Dirne? Nun, so laßt sie uns sehen!" tönte es aus dem Matrosenhaufen und eine auf die Erde gefallene Fackel wurde aufgehoben. Clive, der inzwischen ganz nahe herbeigekommen, erkannte bei dem Lichte derselben eine Sänfte, zur Seite derselben einen bärtigen Mann, der seinen Degen gezogen hatte, um ihn herum fünf Matrosen und im Hintergrunde einige Neger mit Fackeln.

Der Bärtige sprach sehr lebhaft in portugiesischer Sprache zu den Matrosen und flunkerte mit dem Degen. Doch schien er keiner der Beherztesten zu sein, denn er war sehr blaß und hielt sich durch die Sänfte gedeckt. Die Matrosen nahmen auch gar keine Rücksicht auf ihn.

„Warum sollen wir nicht einmal eine hübsche Portugiesin sehen?" rief der eine Matrose. „Wozu ist man in Rio? Bei Tage darf man nicht vom Schiff weg, und ist man in der Stadt, so darf man Keiner den Schleier aufheben. Man will doch auch wissen, wie

die Frauenzimmer hier aussehen. Und das muß eine Vornehme sein!"

Er schlug den Vorhang von der Sänftenthür zurück und leuchtete mit der Fackel in das Innere. Aber die Dame in der Sänfte war verschleiert. Der Portugiese zeterte noch heftiger, doch in einer Weise, die wenig geeignet schien, betrunkene Matrosen zurückzuschrecken.

Clive war jetzt mitten in der Gruppe. Aus den Worten des Portugiesen glaubte er öfters das eine Worte „English" herauszuhören, aber bei seiner geringen Kenntniß des Portugiesischen konnte er sich darin irren. Die Dame im Innern, hell gekleidet, lehnte sich soweit als möglich in den Hintergrund der Sänfte zurück. Sie schien unter ihrem Mantel die Hände gefaltet zu haben.

„Na, zurück mit dem Schleier!" rief der Matrose, und da er trotz seiner Betrunkenheit eine Ahnung davon haben mochte, daß er nicht verstanden werde, so streckte er zugleich die Hand aus, um seiner Bitte thatsächlichen Erfolg zu verschaffen.

Ein derber Schlag auf die Hand ließ dieselbe niederfallen und ein altes verrostetes Pistol zeigte sich vor den Augen des Matrosen.

„Zurück, Jack!" sagte Clive. „Mach, daß Du fortkommst und ich will schweigen. Sonst ist Dir die neunschwänzige Katze sicher."

„Wie, Mr. Clive, Ihr auch hier?“ murmelte der Matrose nach einem Fluche. „Was geht Euch das an? Wir wollten nur —“

„Einen Unsinn machen, den ich nicht dulde!“ unterbrach ihn Clive heftig. „Der Kapitän hat mich für Euer Betragen verantwortlich gemacht. Geht augenblicklich nach dem Boot, wenn Ihr nicht wollt, daß ich die Sache dem Kapitän anzeige!“

Es trat eine Pause ein. Die Matrosen waren augenscheinlich durch das energische Auftreten des jungen Mannes ernüchtert. Nur einer befand sich unter ihnen, der nicht zur Mannschaft des Schiffes gehörte, ein Franzose, noch sehr jung und Clive bekannt als ein Händelsucher ersten Ranges. Er war von seinem Schiffe entlassen worden und in Rio de Janeiro zurückgeblieben, wo er auf eine andere Anwerbung wartete und inzwischen von der Freigebigkeit der Matrosen lebte; denn er war ein gescheidter Bursche, der mehrere Sprachen geläufig sprach und ganze Gesellschaften durch seine leichtfertigen Scherze und wahrhaften oder erfundenen Erzählungen unterhielt. Dieser trat jetzt vor und sagte höhnisch in geläufigem Englisch:

„Seit wann gibt Euch Euer Kapitän einen Schreiberburschen, der nicht zur Equipage gehört, als Aufseher mit? Das hätte mir ein Kapitän bieten dürfen!

Gehorchen wir dem Kapitän und den Lieutenants, das geht nicht anders! Aber zum Teufel mit einem solchen Burschen, der Euch hier mit dem Pistol unter der Nase herumfuchtelt, wie der feige Portugiese mit seinem Bratspieß! Laßt uns das Mädchen sehen, und wenn sie hübsch ist, soll sie jedem einen Kuß geben. Dann mag sie ihres Weges ziehen."

„Er hat Recht!" brummte einer von den englischen Matrosen.

„Er hat nicht Recht!" rief Clive zornig. „Und er mag es versuchen! Er trete als der erste heran! Ich erwarte ihn!"

„Er würde den Mund still genug halten, wenn er nicht zufällig das Pistol in der Hand hätte!" höhnte der Franzose und trat dabei näher an die Sänfte.

„Versuch's, Laroche!" rief Clive. „Ich habe kein Pistol mehr!"

Er hatte die Waffe bereits wieder in der Brusttasche verborgen, stand aber jetzt in musterhafter Boxerstellung vor der Sänftenthür. Laroche zögerte einen Moment, dann sagte er spottend auf Portugiesisch: „Schöne Dame, gönnen Sie uns nur auf einen Augenblick das Vergnügen Ihres himmlischen Antlitzes, und wir werden Sie ewig in unserer Erinnerung bewahren!"

Dabei streckte er zugleich die Hand aus, um den Schleier von ihrem Gesichte zu entfernen. In demselben Augenblick erhielt er jedoch von Clive zwei so regelrechte Boxerschläge, den einen vor die Stirn, den andern vor den Magen, daß er mit einem dumpfen Schrei niederstürzte.

„Nun fort nach dem Boot! Ich komme in der Minute nach!" rief Clive den Matrosen zu. „Thut Eure Schuldigkeit, und ich schweige."

Die Matrosen trollten sich langsam. Laroche lag scheinbar leblos auf der Erde. Der Portugiese rief den Negern zu, heranzukommen.

Auch die Dame im Innern der Sänfte regte sich jetzt. Sie streckte eine Hand aus, die sehr klein und mit einem hellen Handschuh bekleidet war.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Sir!" sagte sie im reinsten Englisch. „Ich bin eine Landsmännin, eine Engländerin. Darf ich Sie bitten, morgen zum Senhor Fontana zu kommen, dem Intendanten, bei welchem ich wohne, damit ich Ihnen meinen Dank um so wärmer aussprechen kann? Ich bin im Augenblick etwas erschreckt. Senhor Fontana, der Intendant — Sie werden das nicht vergessen?"

„Gewiß nicht!" murmelte Clive etwas verwirrt, denn der süße Ton der Muttersprache hatte in den

weichsten und lieblichsten Klängen sein Ohr berührt. „Gute Nacht, Miß! Soll ich Sie nicht bis zu Ihrer Wohnung begleiten?“

„Wir sind nur wenige hundert Schritt davon entfernt“, antwortete sie. Geben Sie sich keine Mühe mehr, wir sind jetzt wohl sicher.“

Die Neger waren mit den Fackeln herbeigekommen und hoben die Sänfte auf. Die Dame grüßte freundlich, etwas vornehm, mit Kopf und Hand. Dann rannten die Neger in kurzem Trabe davon.

Auch Clive wandte sich dem Hafen zu. Er warf einen Blick auf Laroche, der immer noch auf dem Boden lag, aber Zeichen des zurückkehrenden Bewußtseins von sich gab. Clive kümmerte sich nicht um ihn. Er dachte an die Dame. War sie jung und schön? Sollte er morgen zu ihr gehen, sich seinen Dank zu holen?

Wer in der dunklen Nacht den Ausdruck seines Gesichts hätte beobachten können, würde bald bemerkt haben, daß es denselben starren Zug angenommen wie in der Schenke, einen Zug, der ihm etwas von Geistesabwesenheit gab, obgleich er nur der Mangel jedes Ausdrucks war, die Wirkung eines Seelenzustandes, der von der Außenwelt nichts mehr weiß und in die tiefste, qualvollste Selbstbetrachtung versunken ist.

Weshalb zu ihr gehen? Was war er? Ein armer Bursche, ein Taugenichts, von den Aeltern in die weite Welt hinausgeschickt, weil sie in England nichts mit ihm anzufangen wußten, weil sie fürchteten, er werde ihnen Schande machen. Weit, weit wollten sie ihn forthaben — er wußte es wohl; sie schämten sich seiner. Hatten sie Recht oder nicht? Das gerade quälte ihn. Er war anders wie die Burschen seines Alters, das erkannte er wohl. Aber war er schuld daran? Woher kam ihm diese Unruhe des Herzens, dieses entsetzliche Unbefriedigtsein, diese Leere im tiefsten Innern? Er war nicht ohne Anlagen, das wußte er selbst am besten, aber wozu dienten sie ihm? Jeder Beruf, zu dem seine Verhältnisse ihn befähigten, widerte ihn an. Alles war ihm nicht genug. Aber was wollte er denn? Wo war denn der Beruf, die Thätigkeit, die ihm genügt, die ihn zufriedengestellt hätte? O, wenn er das gewußt hätte — aufschreien hätte er können vor Freuden, wenn ihm irgend ein Mensch, irgend ein Wesen, menschlich oder überirdisch, hatte sagen können: Das ist es, Clive! Dazu bist Du geboren! So ging er durch diese erbärmliche Welt, die ihm nirgends Freude, nirgends Genugthuung bot, so jung und doch so alt schon! Immer war er allein gewesen, keinen Freund hatte er gefunden — wie wäre das auch

möglich gewesen, da er so ganz anders dachte als die Andern! Da waren sie alle, mit denen er bekannt gewesen: der eine stand jetzt als Lehrling hinter dem Ladentisch desselben Mr. Pike, dem sie damals einen unfreiwilligen Tribut abgepreßt; der andere war Oekonom auf dem benachbarten Pachthof und freute sich über seine hohen Stulpenstiefel; der dritte saß bei einem Advocaten hinter dem Bureau und fing Fliegen oder schaute nach dem hübschen Mädchen ihm gegenüber. Was war das Alles für ihn? Die Welt war ihm zu eng, so groß sie ihm auch seit der letzten Seereise erschienen. Andere sah er ruhig, glücklich in ihrem Beruf, zufrieden mit ihrem Schicksal oder, was fast dasselbe war, gleichgültig gegen das Loos, das ihnen geworden. Ihm allein bot das Leben keine Handhabe, an der er es hätte fassen und sich dienstbar machen können.

Welche Zukunft lag vor ihm? Eine schlimmere als gar keine! Schreiber sollte er werden, Schreiber auf einem Comptoir in Madras, im Dienste der ostindischen Handelsgesellschaft. Ein herrliches Schicksal! Während die Erde sich um sich selber drehte, die Sterne ihre Bahnen zogen, die Wolken sich aufthürmten, Gewitter tobten, die Blumen blühten, Krieger fochten, Seeleute unbekannte Meere erforschten, während Alles

um ihn herum Leben und Thätigkeit war und es in seinem eigenen Busen hoch aufwogte vor unruhiger Sehnsucht, an irgend einem Thun Theil zu nehmen, sollte er in einem modrigen Bureau sitzen, von früh bis abends Briefe copiren, Zahlen zusammenstellen, sich langsam, langsam emporarbeiten, darben bei ärmlichem Gehalt mit der Aussicht auf ein armseliges Alter. Nein, das konnte er nicht, das war unmöglich! Vielleicht bot ihm in der fremden indischen Welt ein Zufall den Zauberschlüssel zu einer glücklichen Existenz. So wie das Leben jetzt vor ihm lag, war es unerträglich schwer. Aber es konnte doch eine Aenderung eintreten — die Jugend hofft!

Für den Moment lag ihm noch ein anderes Leid näher. Es war sein letzter Schilling gewesen, den er in der Schenke bezahlt. Ohnehin nicht eben reich von den sparsamen Aeltern, die eine große Familie zu versorgen hatten, bedacht, hatte er, vollkommen gleichgültig gegen Geld, seine wenigen Guineen bald verthan. Der lange Aufenthalt in Rio de Janeiro, wo widrige Winde das Schiff monatelang festhielten, hatte den Ruin seiner Börse beschleunigt. Was nun? Geld von Freunden leihen? Er hatte eigentlich keine Freunde. Freundschaft wird, wie die Liebe, nur Herz gegen Herz gewonnen, und Clive konnte oder wollte sein Herz

nicht hingeben. Es hätte ihn ja doch keiner von den Altersgenossen verstanden. Auch scheuchte sein zerstreutes oder auch ernstes und gedankenvolles Wesen, seine Anlage zum Spott diejenigen zurück, die seine Bekanntschaft suchten.

Nun, was lag daran! Auf dem Schiffe, das bald absegeln sollte, brauchte er kein Geld und in Madras war er an einen Herrn gewiesen, mit dem sein Vater früher bekannt gewesen und der ihn schon aus der Verlegenheit ziehen würde. Wozu brauchte man überhaupt Geld, wenn es nicht als Mittel diente, das Leben angenehm zu machen? Und ihm lag nichts am Leben!

So war er am Hafen angelangt. Die Matrosen hatten bereits in dem Boote Platz genommen. Ein Schiffsjunge wartete auf Clive, um, sobald auch dieser eingestiegen, das Boot abzustoßen. Es war ganz dunkel hier, nur das Meer, ein großer Spiegel, der das Sternenlicht des Himmels widerstrahlte, leuchtete ein wenig.

Plötzlich sah Clive den Schiffsjungen an sich vorüberschießen, dann hörte er einen Ruf und einen Fall. Sich schnell umwendend, sah er einen Mann auf der Erde liegen und erkannte an der hellen Jacke Laroche. Er errieth sogleich den Zusammenhang. Laroche

war ihm nachgeschlichen, um eine Gelegenheit zur Rache zu suchen.

„Er wollte Sie stechen, hinterrücks mit dem Messer, Mr. Clive!“ rief der Junge, dem von der Anstrengung, die er aufgewandt, den Franzosen niederzuwerfen, noch der Athem fehlte. „Aber er stand nicht sicher, gerade, als er zustoßen wollte, rannte ich ihn um.“

„Brav, Will!“ sagte Clive ruhig. Dann wandte er sich zu dem Franzosen, der sich kriechend einige Schritte entfernt hatte und offenbar keinen Angriff Auge in Auge wagen wollte. „Geh, Laroche, und sorge, daß wir uns nicht wieder treffen. Du bist ein Schuft, ein Meuchler!“

Auch die Matrosen brummten ingrimmig aus dem Boot ihr Verdammungsurtheil über den niederträchtigen Angriff des Franzosen.

„Ich danke Dir, Will!“ sagte Clive, seinen Arm auf die Schulter des Schiffsjungen legend. „Du warst in Gefahr, von dem Schuft getroffen zu werden. Du hast mir vielleicht das Leben gerettet.“

„O, ich that's gern, Mr. Clive. Ich habe Sie sehr lieb.“

„Du hast mich lieb?“ fragte Clive leise und überrascht. „Aber weshalb denn, Will?“

„Das weiß ich selbst nicht genau, Mr. Clive.

Aber wenn ich Sie zuweilen so still und allein sah, dachte ich, es müßte Ihnen etwas fehlen, und da Sie stets freundlich gegen mich waren, so habe ich Sie sehr lieb gewonnen. Ich habe auch Niemand auf der Welt."

Clive beugte sich nieder und küßte die Stirn des Knaben.

„Ich danke Dir nochmals, Will", sagte er leise. „Vielleicht kann ich es Dir einmal vergelten. Nun das Boot vom Lande, mein Junge!"

Gleich darauf trugen die taktmäßigen Ruderschläge der Matrosen das Boot nach dem Schiffe, das mitten im Hafen lag. Auf dem Schiffe zerstreute sich die für den vergangenen Tag beurlaubte Mannschaft nach ihren Hängematten. Clive wäre gern noch oben auf dem Deck geblieben. Es war ihm schwül zu Muth und eng ums Herz. Aber die Schiffsordnung gestattete eine solche Unregelmäßigkeit nicht und so mußte auch Clive hinab in den heißen, übelriechenden Raum, in welchem seine Hängematte hing. Lange genug lag er schlaflos. Aber er schlief dennoch ein. Die Jugend schläft!

Als er am andern Morgen erwachte, war sein erster Gedanke, daß er keinen Schilling besitze. Doch verdrängte die Erinnerung an sein Abenteuer diesen Gedanken. Sollte er die Dame aufsuchen? Weshalb? Weshalb aber auch nicht? Es war so langweilig auf

dem Schiff; aber was sollte er in der Stadt ohne einen Pfennig Geld? Er begann seinen besten Anzug aus dem kleinen Koffer zu packen und erhielt von dem Diener des Kapitäns, der zugleich Friseur war, das Versprechen, daß er um neun Uhr frisirt werden solle Bis dahin vertrieb er sich die Zeit durch Herumschlendern auf dem Deck, bei welcher Gelegenheit er erfuhr, daß der Dreimaster schon am folgenden Morgen die Anker lichten werde. Um so fester stand sein Entschluß, die junge Dame aufzusuchen.

Auch Will sah er auf dem Deck. Er hatte den Knaben bisher nur oberflächlich beachtet. Jetzt, als er auf ihn zuging und ihm die Hand reichte, bemerkte er, daß es ein hübscher Junge sei, mit klaren und guten blauen Augen und offenen, freundlichen Zügen. Will erröthete über die Vertraulichkeit, die der junge Mann ihm bewies.

„Wie ist eigentlich Dein Name, Will?“ fragte Clive.

„William Starlow, Sir!“

„Sagtest Du mir nicht gestern Abend, Du hättest auch Niemand auf der Welt?“

„Ja, Mr. Clive. Meine Mutter habe ich nie gekannt. Mein Vater war Küstenwächter und verunglückte bei einem Rettungsversuch. Ich erhielt eine Stelle auf der Sylphide, eine Versorgung.“

„Nun, eine schöne Versorgung!“ erwiderte Clive mit einem Lächeln, das etwas bitter war. „Deine Aussichten sind nicht beneidenswerth.“

„Aber auch nicht schlechter als die von vielen Andern, Sir!“ antwortete der Knabe offen und zutraulich. „Wie lange wird's dauern, dann bin ich Matrose, und wenn ich mich gut aufführe und tüchtig studire, kann ich es bis zum Hochbootsmann bringen, vielleicht selbst das Examen machen und Lieutenant werden.“

„Also Deine Gedanken gehen nicht über die Sylphide hinaus, Will?“

„Nein, Sir“, antwortete der Knabe verwundert. „Es könnte aber auch ein anderes Schiff sein als die Sylphide, die schon etwas träge wird.“

„Und weshalb sagtest Du, Du hättest auch Niemand auf der Welt?“ fragte Clive weiter. „Glaubst Du, ich stände ganz allein?“

„Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken gekommen bin“, antwortete der Knabe leicht erröthend. „Verzeihen Sie mir, wenn ich mich geirrt habe. Es entschlüpfte mir, ohne daß ich es wollte.“

„Nun, Du hast Unrecht und doch vielleicht Recht“, sagte Clive gedankenvoll. „Wir werden auf der Ueberfahrt nach Madras zuweilen zusammen plaudern, wenn es Dir recht ist.“

„Mir wird es schon recht sein, Mr. Clive", antwortete der Knabe lächelnd und verbeugte sich artig wie ein Gentleman.

Clive bemerkte den Friseur, der ihm winkte, und nach einer guten halben Stunde erschien er wieder auf dem Deck, einem Stutzer so ähnlich, als es nur möglich war. Das Zöpfchen war so zierlich gebunden, als es das widerwillige Haar zuließ, der Hut und der blaue Frack sauber gebürstet. Die Strümpfe und Schnallenschuhe standen ihm gut, denn er war ebenmäßig gewachsen, nur etwas mager. An der Seite trug er einen Degen, den er freilich lieber im Koffer gelassen hätte, denn es war ein ziemlich altmodisches Ding, das trotz allen Putzens keinen Glanz mehr hergeben wollte. Aber der Degen gehörte damals zur Ausstattung eines Stutzers, und bei aller Gleichgültigkeit gegen die Welt war dem jungen Mann doch der Degen nicht gleichgültig, da er zu einer Dame ging.

Als ob Will ahne oder wisse, worum es sich handle — wahrscheinlich hatten die Matrosen unter sich von dem Abenteuer erzählt — fand er sich ein, um Clive nach dem Hafendamm zu rudern, und zwar in seiner Sonntagstracht.

„Ei, so schmuck, Will?" fragte Clive.

„Ich muß Ihnen doch Ehre machen, Sir! Ich habe

meine Sonntagskleider anlegen dürfen, weil ich sagte, ich müßte in der Stadt noch einen Herrn zum Abschiede besuchen."

„Aber was nützt das, da Du im Boote bleibst?" fragte Clive.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Sir, wollte ich Sie begleiten. Es wird besser für einen Herrn wie Sie aussehen, wenn man glaubt, daß er einen Diener bei sich habe."

„Ah, nicht so übel!" rief Clive lachend. „Ich einen Diener! Nun komm, Will! Wir werden ganz stattlich aussehen."

Erst als das Boot am Hafendamm angelegt hatte und der Obhut eines alten Matrosen von einem andern Schiffe übergeben war, erinnerte sich Clive, daß es für einen Besuch bei einer Dame doch eigentlich noch sehr früh sei. Aber was thun? In ein Kaffeehaus gehen? Er hatte ja weder Gold noch Silber noch Kupfer in seiner Tasche. Und zum Spazierengehen war es ziemlich heiß.

„Will", sagte er, „ich glaube, wir hätten noch ruhig anderthalb bis zwei Stunden auf dem Schiffe bleiben können. Es ist zu früh für einen Besuch bei einer Dame. Was machen wir inzwischen? Ich weiß es in der That nicht, da ich kein Geld bei mir habe."

„O, darf ich Ihnen etwas leihen?" rief der Knabe

eifrig. „Ich trage immer mein Geld in meiner Sonntagsjacke bei mir. Denn nur Sonntags gebe ich zuweilen einige Pence aus. Wie viel wollen Sie?"

Es war eine leichte Röthe über Clive's Gesicht geflogen und er hatte sich abgewandt, als ob er Jemand in der Ferne genau beobachte. Indessen für eine Kleinigkeit war er jedem Gläubiger gut. In Madras mußte er ja neue Geldmittel erhalten! Dennoch war es ihm peinlich, von einem Knaben Geld zu leihen, das er ihm nicht sogleich auf dem Schiffe wiedergeben konnte. Indessen hier gab es einen Ausweg, die Wahrheit zu sagen und zugleich den großen Herrn zu spielen. Man fühlt sich leicht als großer Herr, wenn man einen ergebenen Diener zur Seite hat!

„Aufrichtig gesagt, mein guter Will", antwortete er leichthin, „ich habe mein Geld in diesem theuren Nest, in Rio de Janeiro ausgegeben und die Abfahrt kommt mir sehr bequem. Du bist sehr freundlich und ich danke Dir, aber ich brauche kein Geld bis Madras, wo ich neue Hülfsquellen finde."

„Und ich noch weniger, Sir!" rief William dringend „Sie können in Verlegenheit kommen, mir kann das nicht geschehen. Bitte, nehmen Sie! Oder sagen wir, heben Sie es mir bis Madras auf!"

Dabei hielt er Clive eine einfache Börse aus grüner Wolle hin.

„So will ich's nehmen und Dir aufheben", antwortete der junge Mann, nicht ganz so leicht wie vorher, denn die Treuherzigkeit und Dienstwilligkeit des Knaben machten einen zugleich peinlichen und rührenden Eindruck auf ihn. „Weißt Du aber auch, daß Du Dein Geld ziemlich leichtsinnig weggibst?"

„O, ich würde es nicht Jedem geben!" lachte Will. „Seien Sie unbesorgt, ich weiß, es ist gut aufgehoben."

„Wieviel ist darin?" fragte Clive. „Wollen wir zählen?"

„Eine Guinee sechs Schilling und sechs Pence", antwortete William schnell. „Sehen Sie nach, ob ich richtig gesagt."

„Das fehlte noch! Ich sollte Dir nicht glauben, der Du mir blind vertraust?" rief Clive. „Nun komm, laß uns irgendwohin gehen! Es ist der letzte Tag. Hast Du ein Lüstchen auf irgend etwas Besonderes?"

„Ich hatte", erwiderte der Knabe zögernd und erröthend, „gern die große Bude sehen wollen, von der die Matrosen soviel erzählt. Aber ich habe es mir nicht gönnen wollen. Der letzte Platz soll so etwas

wie fünf Pence kosten. Das war mir zu theuer. Ob man es heute einmal wagt?"

„Nun gewiß!" rief Clive fröhlich. „Du bist heute mein Gast. Ich habe die Bude auch nicht gesehen. Wir wollen uns überzeugen, ob es der Mühe werth ist."

Er schritt munter vorwärts und Will, der die Einladung, Clive's Gast zu sein, zuerst hatte ablehnen wollen, dann aber aus natürlichem Anstandsgefühl jede Erwiderung unterdrückte, folgte ihm ebenso heiter. Sie sprachen zuerst bei einem Pastetenbäcker ein, wo William, trotz aller Aufforderungen Clive's, nur mäßig aß, dann tranken sie eine Flasche Wein und machten sich eine Viertelstunde später in der heitersten Stimmung auf den Weg zu der Bude, die nichts Anderes als ein großes Raritäten- und Naturalienkabinet war, wie man sie in den meisten Seestädten zur Belustigung und theilweise auch zur Belehrung der Matrosen gewöhnlich findet.

Hier war William ganz Auge. Die Papageien, die Affen, die Kolibris, die Krokodile, die Riesenschlangen, die wilden Männer aus dem Innern Brasiliens, die seltsamen Waffen, Geräthe und was da Alles war, hielten ihn in gespanntester Aufmerksamkeit, sodaß es der Mahnung Clive's, nun sei es Zeit zum

Gehen, bedurfte, um den eifrigen Knaben von so vielem Wunderbaren loszureißen. Auf dem Wege nach der Wohnung des Intendanten sprach er von nichts als den gesehenen Dingen, und Clive, der ihm Vieles zu erklären, die Eigenthümlichkeiten der brasilianischen Wilden und Thiere zu beschreiben wußte, erschien ihm als ein wahres Wunder von Gelehrsamkeit. Der junge Mann amüsirte sich über den Knaben, der ganz Feuer und Flamme war. Seine eigenen Knabenjahre, in denen ihn nichts mehr gefesselt hatte als die Beschreibungen von fernen Ländern und ihren Seltsamkeiten, stiegen lebhaft in ihm auf. Und zugleich war es so angenehm, der bewunderte Protector eines so hübschen und klugen Burschen zu sein.

Senhor Fontana wohnte in einem Hause, das für die Verhältnisse Rios geräumig und schön zu nennen war. Unter dem großen Portale lungerten eine Anzahl weißer und schwarzer Diener, die den jungen Mann, da er ein Fremder war und einen Degen trug, mit respektvollen Augen anstierten, aber natürlich kein Wort von dem englisch-französischen Portugiesisch Clive's verstanden. Endlich aber kam der Bärtige dazu, der am vergangenen Abend die junge Dame begleitet hatte. Er erkannte Clive sogleich und bat ihn unter tiefen Bücklingen, ihm zu folgen. Der junge Mann verstand

weniger die Worte als die Geberden und trat in das Haus.

Es war, wie man dies meist im Süden findet, sehr fest gebaut, aber verwahrlost uud konnte nur in Bezug auf seine Räumlichkeiten mit einem englischen Herrensitz wetteifern. Zerrissene Tapeten, zerbrochene Vasen, beschädigte Fußböden waren in den Corridoren und Zimmern, durch welche Clive dem Diener folgte, keine Seltenheit. Clive's Gedanken beschäftigten sich jedoch viel zu sehr mit der Dame, die er nun so bald sehen sollte, als daß er darauf geachtet hätte. In einem großen Vorzimmer ließ ihn der Bärtige warten und kam dann zurück, um Clive mit erneuten Bücklingen zum Eintreten in ein Wohnzimmer einzuladen. Dann drückte er auf eine Seitenthür und durch diese trat der junge Mann in ein Zimmer, das er als ein Boudoir erkannte, wenn er auch in seinem Leben noch keins gesehen hatte.

Zuerst sah er wenig, denn die bläulichen Fenstervorhänge dämpften das Tageslicht. Dann aber erkannte er unter einem großen Musquitonetz, das fast einem Himmelbett ähnlich sah, ein kleines Sopha, auf dem eine junge Dame saß. Da das Netz sie wie ein Schleier verhüllte, so vermochte er eben nur den Eindruck zu erhalten, daß sie jung sei; weiter erkannte er

noch nichts. Etwas verlegen und geblendet durch den Wechsel des Lichts trat er einige Schritte vor und grüßte so tief als möglich.

„Mein Retter von gestern Abend!“ tönte die helle, angenehme Stimme. „Ei, das ist schön, daß Sie kommen! Haben Sie die Güte, das Netz ein wenig zurückzuschlagen, damit ich Ihnen die Hand reichen kann.“

Es ist eine Thatsache, daß die erste, mit allen Bedenklichkeiten, Gefahren und bittern Erfahrungen unbekannte Jugend auch den Frauen gegenüber viel kühner und zuversichtlicher ist als das angehende Mannesalter. Der gereifte Mann wird sich in jede Lage zu finden wissen, wenn er überhaupt Geistesgegenwart besitzt; nicht immer so der jüngere Mann, der zu viel erfahren, um nicht vorsichtig zu sein, und doch wieder nicht fest genug ist, um sich vor jeder Wendung der Dinge sicher zu fühlen. Die erste Jugend aber nimmt in ihrer geträumten Sicherheit die Ruhe des reifern Mannes kühn voraus, weil sie nirgends einen Hinterhalt, eine Verlockung, eine Enttäuschung, die das Herz brechen kann, ahnt.

So war denn auch die Verlegenheit Clive's nur eine kurz vorübergehende. Der Klang der Stimme, die er hörte, schien zu seinem Herzen zu sprechen und ermuthigte ihn. Auch ersetzte sein starkes Selbstbewußt

sein das, was ihm an gesellschaftlicher Formengewandtheit fehlte. Und überdies war ihm ja die Dame zum Dank verpflichtet, wenn er darauf auch mit jugendlicher Ritterlichkeit wenig Gewicht legte.

Er schlug also das Netz zurück und blickte in ein Antlitz, das ihn sprachlos machte. Nie hatte er eine solche Schönheit gesehen, nie geahnt, daß sie in Wirklichkeit vorhanden sein könne. Es war der Urtypus dessen, was man eine englische Schönheit nennt, ein helles Antlitz mit rosigen Wangen, den schönsten großen blauen Augen, vollkommen regelmäßigen Zügen, frisch lachendem Mund und umrahmt von einer Flut blonder Locken, deren goldiger Glanz jetzt, am Morgen, noch nicht durch den modischen Puder entstellt war. Dazu der ganze Hauch der ersten, vielleicht kaum achtzehnjährigen Jugend! Kein Wunder, wenn Clive, als eine kleine Hand sich ihm entgegenstreckte, nichts zu thun wußte, als auf seine Kniee zu sinken, die Hand zu ergreifen und zu küssen, vollkommen geblendet, wie ein von der Blindheit Erlöster, der zum ersten Male die Sonne sieht.

Erfahrene Frauen haben das Geheimniß verrathen, daß auch das gefeiertste Weib nie gleichgültig gegen irgend eine Huldigung ist, mag sie selbst formlos und ungeschickt dargebracht werden, wenn sie nur von Her-

zen kommt. Der Triumph ist immer süß, mag er auch nur ein augenblicklicher sein. Und hier war der Triumph ein unverkennbarer. Denn Clive schien wirklich willens, sich nie von seinen Knieen zu erheben. Vollständig ungewohnt, seine Haltung auch der größten Frauenschönheit gegenüber zu bewahren, bisher vollständig unbekannt mit dieser Schönheit selbst, hätte er stundenlang hier knieen können, wie der Hindu vor seinem Götzenbild.

Dennoch erhob er sich schnell, denn er fühlte, wie die kleine Hand sich ihm entzog. Er verbeugte sich tief. Ob er blaß oder roth war, wußte er nicht, wahrscheinlich wechselten beide Farben anf seinem Gesicht, aber daß er anders aussehen mußte als gewöhnlich, das wußte er, denn es war ihm ganz anders zu Muthe. Sprechen hätte er kein Wort können. Ein Glück also, daß ihm die Dame zu Hülfe kam.

„Nehmen Sie einen Sessel, Sir", sagte sie. „Und lassen Sie mich wiederholen, wie dankbar ich Ihnen bin. Senhor Fontana war außer sich vor Schrecken, als er hörte, was geschehen. Erst neulich ist eine junge portugiesische Dame in ähnlicher Weise beleidigt und war iufolge dessen sehr krank geworden. Aber nehmen Sie doch Platz!"

Clive setzte sich und stammelte einige Worte, die

ungefähr ausdrücken sollten, daß der Dienst gar keiner Erwähnung werth sei, daß er sich aber doch glücklich schätze, ihn geleistet zu haben. In welcher Form sie indessen aus seinem Munde kamen, das hätte er nie in seinem Leben mit Bestimmtheit angeben können.

„Sie befinden sich auf einem englischen Schiffe?“ fragte sie.

„Ja, auf der Ueberfahrt nach Madras, wo ich ein Amt bei der ostindischen Compagnie erhalten soll“, antwortete Clive.

„Ah, so werden wir uns in Madras wiedersehen!“ rief die Dame lächelnd. „Mein Vater geht auch dorthin. Vielleicht haben Sie davon gehört. Mein Vater ist der Baronet Birdenhall.“

Allerdings kannte Clive diesen Namen und er war sogar überrascht, ihn zu hören. Die Birdenhalls waren eine in Staßfordshire ansässige Familie, Nachbarn der Wilmingforts und also auch der Clives, freilich etwas entfernte Nachbarn. Der Baronet Birdenhall, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, hatte in seiner Jugend und auch nach seiner Verheirathung ein sehr verschwenderisches Leben geführt und seine Güter tief verschuldet. Deshalb ging er jetzt nach Ostindien, wo ihm eine Stellung verschafft worden, um womöglich die zerrütteten Vermögensumstände der Familie wieder

zu ordnen. Clive hatte seinen Vater darüber öfters mit irgend einem Bekannten sprechen hören, erinnerte sich auch, daß damals von der ältesten Tochter als von einer Schönheit ersten Ranges die Rede gewesen sei.

Der junge Mann fühlte sich etwas unbefangener, gleichsam der Heimat näher. Wunderschön blieb die Dame vor ihm immer, und eine Baronesse war sie auch. Aber sie war doch nicht mehr die Fee, die Prinzessin aus dem Märchen, als welche sie ihm in der ersten Minute erschienen.

„Ich kenne den Namen sehr wohl", sagte er. „Ich bin selbst aus der Gegend, in welcher Ihre Familie wohnt, aus Shropshire."

„Ah! Und von welcher Familie, wenn ich fragen darf?"

„Von den Clives", antwortete Robert etwas kleinmüthig. „Sie werden den Namen kaum kennen. Doch ist es eine alte Familie."

„Das glaube ich wohl, aber ich kenne ihn wirklich nicht", sagte die Baronesse so freundlich, daß die milchweißen Zähne fast wie bei einem Lächeln durch die Lippen blitzten. „Und wie lange bleiben Sie in Rio?"

„Wir lichten morgen früh die Anker."

„O, so bald schon? Wie schade!“ rief sie. „Das wird Senhor Fontana sehr leid thun; er wollte Sie an einem dieser Tage zum Diner einladen. So ist dies hier Ihr erster und letzter Besuch?“

„Leider!“ Er konnte nichts weiter sagen, denn das Blut stieg ihm ins Gesicht. Sie hatte so herzlich, so aufrichtig bekümmert gesprochen, wenigstens glaubte er so, denn er wußte noch nicht, daß es auch lebendige Glocken gibt, die nichts fühlen von dem, was sie tönen. Und wenn er es auch gewußt, war es denn nicht möglich, daß er ihr ein gewisses Interesse einflößte?

„Recht schade!“ wiederholte sie. „Papa ist im Innern des Landes zum Besuch bei einem Freunde und kommt erst in einigen Tagen zurück. Wir werden auch bald absegeln — o die langweilige Seefahrt! Und auch in Madras denke ich es mir entsetzlich langweilig. Meinen Sie nicht? Wissen Sie etwas davon?“

„Auch ich fürchte Madras wie ein Gefängniß“, sagte Clive. „Da ich indessen hoffen darf, Sie dort wiederzusehen —“

„O, gewiß werden wir uns sehen“, rief sie. „Ein wahres Glück, daß ich wenigstens auf einige Bekannte dort zählen darf! Ich wollte auch gar nicht mit hinüber, aber Papa konnte sich nicht von mir trennen, und vielleicht glaubt er, daß ich dort eine gute Partie machen

werde. Meine Mama ist todt, deshalb muß Papa für mich sorgen."

Wäre der Mund nicht so reizend gewesen, aus dem diese Worte kamen, vielleicht hätte Clive den lächelnd gesprochenen Scherz weniger liebenswürdig gefunden. Auch jetzt noch war er etwas verlegen und sagte mit einigem Zwang:

„Nun, Baronesse, Sie brauchten deshalb nicht nach Madras zu gehen!"

„Sehr freundlich von Ihnen, Mr. Clive! Aber sagen Sie das nicht. In England sind gute Partien für ein armes Mädchen selten, und ich bin leider ein armes Mädchen, so ziemlich."

„Dann ist es jetzt anders als in vergangenen Zeiten, wo die Ritter Gefahren bestanden und sich Reichthümer erwarben, um die Gunst ihrer Dame zu erringen", erwiderte Clive. „So müssen die Damen jetzt über das Meer schiffen und sich von ihren Vätern Reichthümer erwerben lassen, um gute Partien zu finden."

„Hübsch, ganz hübsch gesagt!" rief die Baronesse mit einem hellen Lachen. „O, ich sehe schon, Sie gehören zu den Geistreichen — das soll ja jetzt Mode werden, das ist interessant. Aber glauben Sie in der That, daß sich Papa in Ostindien Reichthümer erwerben wird?"

„Auf jeden Fall wünsche ich es ihm und Ihnen", antwortete Clive. „Ich hoffe ja dort selbst auf irgend eine Weise mein Glück zu machen."

„So haben wir fast denselben Zweck — allerliebst!" rief sie. „Und daß wir uns hier in Rio vorher treffen mußten! So nahe Landsleute!"

Wenn man Clive gefragt hätte, ob er irgend etwas auf dem Gesicht der Dame, mit der er sprach, genau unterscheide, so würde er es gewiß verneint haben. Denn wenn er jetzt auch leidlich vernünftig sprach, so waren seine Augen doch noch immer wie geblendet. Ihr Lächeln, ihre Blicke schwammen ihm zusammen zu einem einzigen Eindruck der hinreißendsten Anmuth, den er nur ganz in sich aufnahm, nicht zu zergliedern vermochte. Sie ihrerseits, sich mit dem breiten Fächer fortwährend Kühlung zufächelnd, hatte inzwischen Muße genug gehabt, jede Miene in seinem Gesicht, jede Falte, jeden Knopf an seinem Anzug zu studiren.

Welches das Resultat dieser Prüfung war? Das blieb bei einer so flüchtigen Bekanntschaft noch unwesentlich genug.

„Also morgen wollen Sie schon fort? Wirklich schade!" plauderte sie weiter. „Können Sie denn nicht mit unserm Schiffe fahren, das erst in ungefähr zehn Tagen absegelt?"

Wie gern hätte Clive freudig zugestimmt! Aber sein Passagiergeld auf der Sylphide war bezahlt, und einen neuen Platz auf einem andern Schiffe zu nehmen, dazu hätte seine Baarschaft, selbst wenn er sehr sparsam gewesen wäre, nicht ausgereicht. Zum ersten Male empfand er den stechenden Schmerz der Armuth. Doch war er fest und stolz genug, sich dagegen aufzulehnen. Er antwortete, daß er sehr bedauere, nicht warten zu können, daß es aber unmöglich sei.

Jetzt wurde die Thür mit einigem Geräusch geöffnet, ein Diener rief einen Namen, den Clive nicht verstand, und ein junger Mann trat ein. Clive erkannte ihn auf den ersten Blick. Es war Francis Oldborough, der Genosse jener Auftritte in Market-Drayton.

Clive hatte den jungen Lordssohn damals nur wenige Male und sehr flüchtig wiedergesehen; kaum, daß sie einige Worte mit einander gesprochen. Wahrscheinlich hatte Francis, als die Kunde von den Scenen in dem Flecken nach dem Schlosse gedrungen, einen scharfen Verweis dafür erhalten, daß er sich mit so niedern Jungen abgegeben. Als sich die beiden Knaben später begegnet, hatten sie sich flüchtig begrüßt, gefragt, wie sich befänden, und damit war die Sache abgemacht gewesen. Francis war überhaupt bald darauf nach London gegangen, um in ein Regiment einzutreten.

Und ihn gerade sollte Clive hier treffen! Es zuckte ihm durch das Herz, als er den schönen jungen Mann lebhaft und gewandt eintreten sah. War es Eifersucht? Erkannte er in ihm einen Nebenbuhler, vielleicht gar den erklärten Liebhaber der Baronesse? Sein unerfahrenes Herz wußte noch nichts davon; es empfand nur den Schmerz.

Francis, wie ein Stutzer gekleidet, in der Blüte des ersten Jünglingsalters, höchstens ein oder zwei Jahre über zwanzig alt, trat schnell in das Zimmer und schien einen Moment überrascht, als er dort bereits Jemand fand. Offenbar erkannte er Clive nicht wieder, der sich beim Eintreten des Andern erhoben hatte und dessen Gesicht auch dem ohnehin nur schwachen Lichte abgewandt war.

„Guten Morgen, Miß Ellen!“ rief er im Tone der Vertraulichkeit. „Wie geht es Ihnen denn? Verzeihen Sie, wenn ich störe. Was ist denn Wahres an der Geschichte, die mir der bärtige Caballero mit den furchtbarsten Grimassen vorgefaselt hat? Sie wären in der Nacht auf der Straße überfallen und nur durch die Dazwischenkunft eines Riesen, der ein Dutzend Matrosen mit einem Faustschlage niedergestreckt, vor dem sichern Verderben bewahrt worden?“

„Ganz so arg ist es nicht“, rief die Baronesse, nach-

dem sie laut aufgelacht. „Aber überfallen und muthig befreit bin ich worden, Sir Francis, und zwar durch den Herrn, den Sie hier bei mir sehen und der sogar ein Landsmann von uns ist. Mr. — mein Gott, wie thöricht ich bin! Ich habe wirklich Ihren Namen vergessen!"

„Sir Francis Oldborough und ich kennen sich schon seit Jahren", sagte Clive etwas gepreßt. „Ich heiße Clive, von Styche."

„Ist's möglich? Sie sind es, Clive?" rief Francis in der That überrascht. „Hier, tausend Meilen von Altengland, finde ich Sie wieder? Und als den glücklichen Retter und Beschützer der liebenswürdigsten und schönsten Dame, die jemals den Ruf englischer Schönheit nach dem fernen Indien getragen? Sie beneidenswerther Mensch, Sie!"

„Glauben Sie ihm kein Wort, sobald er über mich spricht, Mr. Cl— Clive!" rief die Baronesse, und der ungewohnte Name schien ihr noch gar nicht über die Lippen zu wollen, was dem Träger dieses Namens einen tiefen Stich ins Herz gab. „Er ist ein Schwärmer, ein Phantast! Aber wo waren Sie denn in den letzten Tagen, Sir Francis? Ich glaubte, Sie seien an der Sonne geschmolzen?"

„Sehe ich so aus?" rief Francis und ließ den Blick

wohlgefällig an seiner schlanken Gestalt hinabgleiten. „Ich war auf der Jagd und wurde wider meinen Willen von einem Freunde Senhor Fontana's festgehalten. Sonst begreifen Sie wohl, daß kein Anderer als ich gestern Abend Ihr Retter gewesen wäre, denn der Zug meines Herzens hätte mich Ihnen gewiß folgen lassen."

„Es war doch besser, daß Mr. Clive dazwischen kam", antwortete die Dame. „Ich würde mich nicht unbedingt auf den Zug des Herzens verlassen haben. Was werden wir heute Nachmittag oder Abend vornehmen?"

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Baronesse", antwortete Sir Francis. „Nur muß ich Ihnen jetzt Adieu sagen. Ich habe noch ein nothwendiges Geschäft vor Tische zu ordnen und wollte mich überhaupt nur nach Ihrem Befinden erkundigen. Kommen Sie mit mir, Clive? Dann sollen Sie mir erzählen, wie Sie hierher gekommen, und ich will das Gleiche thun."

Da Clive nicht umhin konnte, der Aufforderung Folge zu leisten, auch keinen Grund wußte, seinen Besuch bei der Baronesse auszudehnen, so näherte er sich der Dame, um wie Oldborough ihre Hand zu küssen. Sie sagte ihm noch einmal vielen Dank, bedauerte, daß er nicht in Rio bleiben könne, rief ihm, als er schon in der Thür war, ein freundliches: „Auf Wieder-

sehen in Madras!“ nach, und geschlossen war der Himmel hinter ihm, seine Sonne erloschen. Er schritt neben Francis her, der lebhaft sprach, verstand aber kein Wort von dem, was der junge Offizier sagte, sodaß dieser endlich ärgerlich rief:

„Aber, zum Henker, Clive, sind Sie denn schwerhörig? Sie waren es doch nicht drin bei Miß Ellen.“

„Mir ist nicht ganz wohl — seit einiger Zeit —“ stotterte Clive.

„Nun, so kommen Sie und lassen Sie uns nebenan ein Glas kühlen Wein trinken und eine Viertelstunde plaudern!“ sagte Francis. „Sie Glückspilz, Sie! Einem so schönen Mädchen einen so wichtigen Dienst erweisen zu können! Sie haben mit einem Male eine Schranke übersprungen, um die Andere monatelang herumgehen müssen. Ein wunderschönes Weib, nicht wahr?“

Das war nun nicht der Ausdruck, den Clive gewählt haben würde. Engel wäre die schwächste und farbloseste Bezeichnung gewesen, die er für Miß Ellen hätte anwenden mögen. Indessen er merkte wohl, daß er mit einem Offizier, einem Soldaten sprach.

„Soviel ich davon verstehe, ist sie unvergleichlich schön“, sagte er.

„Nun, Sie werden davon soviel verstehen wie jeder Andere“, antwortete Francis lachend. „Ja, sie

ist eine Seltenheit. Alle Welt ist vernarrt in sie. Sie könnte ein enormes Glück machen, wenn der alte Birdenhall nicht einen so hohen Preis auf sie setzte."

„Wie so einen hohen Preis?" fragte Clive verwundert.

„Nun, er hat sich ruinirt, dieser alte Jüngling", antwortete Francis, „und da er durchaus noch nicht sicher ist, ob er selbst in Indien das Glück, das heißt das Vermögen finden wird, das er sucht, so wird er sie natürlich dem Meistbietenden zuschlagen, und wäre es auch ein indischer Nabob mit braunem Gesicht und Ringen in den Ohren."

„Und Miß Ellen — würde sie einwilligen?" fragte Robert.

„Je nun, es ist die Frage", erwiderte Francis achselzuckend. „Man hat schon ganz andere Dinge, auch in England, erlebt. Doch was ist das für ein hübscher Bursche, den ich schon beim Heraufgehen bemerkte?"

Sie waren unter dem Portale angelangt und die Frage galt Will, der, sobald er seinen „Herrn" bemerkte, artig den lackirten Hut zog.

„Ein Knabe von unserm Schiff, der mich hierher begleitet hat", antwortete Clive.

„Ein hübscher Junge; den möchte ich mir zulegen", sagte Francis. „Also lassen Sie uns nebenan ein Glas,

Porto trinken! Ja, wovon sprachen wir? Ah, von Miß Ellen. Im Vertrauen gesagt, ich hätte diese verteufelte Stellung für Madras auch nicht angenommen, wenn ich nicht erfahren hätte, daß der Baronet dorthin ginge und Miß Ellen ihn begleitete. Aber ich konnte nicht von ihr lassen, obwohl ich einsehe, daß es eigentlich ein Unsinn ist."

Sie hatten unter dem Zeltdach des Nebenhauses Platz genommen, der Porto war bestellt. Will stand ehrerbietig in einiger Entfernung und schien nicht wenig geschmeichelt, daß sein „Herr" mit einem so schön gekleideten Offizier so vertraulich sprach. Francis, mit seinen leichten Manieren, schenkte den Wein ein, kritisirte ihn und sprach dann weiter, aber mehr wie zu sich selbst als zu Clive.

„Ja, gewissermaßen ein Unsinn", sagte er. „Denn der Baronet wird sie mir nicht geben, wenn ich ihm nicht etwas Ordentliches dafür bieten kann, und dazu bin ich jetzt natürlich als zweiter Sohn nicht im Stande. Indessen, man kann in Indien sein Glück machen, darauf hoffe ich. Sie müssen wissen, ich kenne Miß Ellen schon von Hause her. Sie war die Freundin meiner Schwester. In London sah ich sie wieder und verliebte mich sterblich in sie. Als ich hörte, sie ginge fort nach Madras, konnte ich es nicht ertragen.

Ich erkundigte mich bei einem der Bankleute, die mit der indischen Compagnie in Verbindung stehen, und erfuhr, man suche einen tüchtigen Offizier für Madras. Die Aussichten seien glänzend, denn Major Lawrence, der die Truppen der Compagnie in Madras commandirt, sei kränklich und werde über kurz oder lang nach Europa zurückkehren müssen, auch könne man bei einem Kriegszuge gegen irgend einen Nabob enorme Beute machen. Genug, ich nahm an, verkaufte meine Stelle bei meinem Regiment und ließ mich für die Compagnie anwerben. Vielleicht ist's ein dummer Streich gewesen, vielleicht auch nicht. Jedenfalls konnte ich nicht anders. Ich wäre Miß Ellen als Schiffsjunge gefolgt."

„Und was sagt sie dazu?" fragte Clive halblaut.

„Nun, sie nimmt meine Huldigungen an, wie sie die von hundert Andern angenommen", antwortete Francis. „Der Vater hat auch nichts dagegen, denn es ist ja ein offenes Geheimniß, daß Ellen nur einen sehr reichen Mann heirathen kann. Machen Sie in Indien Ihr Glück, Clive, und bieten Sie dem Baronet hunderttausend Pfund, so haben Sie Miß Ellen. Gestatten Sie mir dann, der Freund Ihrer Gemahlin zu sein."

Dieser frivole Ton war so neu für Clive, wie die Erscheinung Miß Ellen's blendend für ihn gewesen. Dieses himmlisch schöne Mädchen, das noch jetzt sein

Herz unruhig und gewaltig aufwogen machte, sobald er sich ihr Bild zurückzurufen versuchte, war also nichts als ein Handelsartikel und wußte das auch. Nein, nein, unmöglich! Oldborough irrte sich oder redete Unsinn. Möglich, daß der Vater derartige Absichten hatte, aber Ellen konnte sich niemals einem solchen Kaufe fügen. Sprach Francis vielleicht so, um Clive's Blick von diesem Meisterwerk der Schöpfung abzulenken, ihn gegen sie einzunehmen, sie ihm verächtlich zu machen?

„Doch richtig, ich vergesse ganz — und vergessen Sie das Trinken nicht, Clive! — wie sind Sie denn hierher gekommen? Erzählen Sie!"

Es war nicht viel, was Robert zu berichten hatte, auch schenkte Francis, wie es schien, dem Bericht nicht allzu große Aufmerksamkeit, denn er liebäugelte inzwischen mit einigen seltsam aufgeputzten Damen, die mehrmals die Straße auf und ab gingen und ihn zu kennen schienen, auch nicht, wie die Portugiesinnen, verschleiert waren. Selbst Clive wurde zuletzt darauf aufmerksam und brach kurz ab.

„Ich glaube, ich muß gehen, Clive!" sagte Francis aufstehend. „Es sind Französinnen, deren Bekanntschaft ich zufällig hier in Rio gemacht habe."

„Und verträgt sich diese Bekanntschaft mit Ihrer Liebe zu Miß Ellen?" fragte Clive, indem er seine

Lippen zu einem Lächeln und seine gepreßte Stimme zu einer heisern Festigkeit zwang.

„Ah, ich sagte Ihnen ja, daß ich nicht die geringste Hoffnung habe, bis jetzt, Ellen zu heirathen“, antwortete Francis unbefangen. „Wenn ich ihr Mann wäre, nun ja, das wäre etwas Anderes. Sie hat mich übrigens selbst einmal mit jenen Französinnen gesehen und ist vernünftig genug gewesen, kein Wort darüber zu verlieren. O, sie ist nicht dumm! Doch Adieu, Clive! Glückliche Reise! Auf Wiedersehen in Madras!“

Er schüttelte Clive mit leichter Herzlichkeit die Hand und ging, um die Damen zu begrüßen und sie zu begleiten. Clive fragte sich, ob dies das wichtige Geschäft sei, von dem er zu Miß Ellen gesprochen. Dann erhob er sich, um den Wein zu bezahlen, den Francis wahrscheinlich ganz vergessen. Die kleine grüne Börse war um ein gut Theil leichter geworden.

Aber daran dachte er jetzt nicht. Er war sehr unglücklich. Phantasien von fast fieberhafter Verworrenheit zogen ihm durch den heißen Kopf. Glück, Ruhm, Ehre, Geld, Miß Ellen, hunderttausend Pfund, der schöne Francis — Alles wogte ihm durchs Hirn.

So schritt er nach dem Hafendamm, und Will, den er vergessen, folgte ihm in aller Stille.

Drittes Kapitel.

Madras.

Eine ärmliche Stube, ungefähr zwölf Fuß im Geviert, kaum acht Fuß hoch, mit nackten Lehmwänden, ein Bettgestell mit einigen Decken, ein einfacher Tisch, zwei Stühle, die zusammenzubrechen drohten, ein kleiner Schrank, auf dem Tisch einige Bücher und Papiere, das war die Wohnung Robert Clive's einige Monate nach seiner Ankunft in Madras.

Er war so eben von seinem Bureau nach Hause zurückgekehrt und stand an dem schmalen Fenster, das ihm nichts bot als die Aussicht auf einen schmuzigen Hof und nahe Lehmwände. Die Luft war furchtbar heiß, heißer vielleicht noch draußen als in dem Zimmer. Clive hatte seinen Alltagsrock abgeworfen, aber leichter wurde ihm nicht dadurch. Er athmete tief und schwer.

Wenn dieses luftgewordene Feuer schon die heiterste Brust bedrücken mußte, wie erst diejenige, auf welcher die ganze Qual der Sorge, der Enttäuschung, der Verzweiflung lag!

Furchtbare, unerträgliche Existenz! Nicht so, wie er sie sich in seinen düstersten Stunden ausgemalt, nein, viel schlimmer noch! Den Tag über das entsetzliche Einerlei der Zahlen, Briefe und Berichte, die ewige Anstrengung, den in die Ferne streifenden Geist zurückzubannen in das Joch mechanischer Arbeit, und abends die aufreibende, zerstörende Einsamkeit, in welcher die Gedanken wie losgelassene Furien ihn umkreisten und fast zu Fleisch und Blut wurden, um ihn auch körperlich zu foltern. Keine Hoffnung, daß es jemals anders werden könne, keine Aussicht. Nur dasselbe Einerlei vor ihm, wie eine unendliche Wüste oder das windstille Meer.

Das war für ihn Madras, das war die Bahn zu Reichthum, Ehre und Ruhm!

Er war bleicher als je, von jenem gelblichen Bleich, das auch auf körperliche Krankheit deutet, hohläugig, schlaff in allen Gliedern, der Anzug fadenscheinig, das Hemd geflickt und ausgebessert, vielleicht von der eigenen ungeübten und lässigen Hand. Wie er am Fenster stand, den Körper auf dem rechten Arm ruhen lassend,

glich er einem Greise in seiner Haltung, einem gebrochenen Wesen.

Und gebrochen war er auch. Unmittelbar nach seiner Ankunft hatte ihn der erste Schlag getroffen. Der Herr, an den ihn sein Vater empfohlen, ein in Madras sehr angesehener Mann, war wenige Tage vor der Ankunft Clive's nach Europa zurückgekehrt. Jede Möglichkeit, in Madras die Mittel zu erlangen, um seine Schulden zu bezahlen, war ihm damit abgeschnitten. Das machte ihn finster, mißmuthig. Er begann sich für ein Kind des Unglücks zu halten. Auf dem Bureau war er verdrossen, zerstreut, unaufmerksam auf die Befehle der höhern Beamten. Kameraden fand er nicht; sie waren sämmtlich besser gestellt und konnten sich freier bewegen als er. So führte er eine einsame, verlassene Existenz. Auch das Klima untergrub ihm Geist und Gesundheit. Diese heiße trockene Luft zehrte an seinem Körper wie die Grübelei an seinem Geist und Gemüth. Er wurde widerwillig, auffässig gegen seine Obern. Man schickte ihn in ein anderes Bureau, wo er zur Strafe die tödtlich langweilige Arbeit erhielt, Briefe zu copiren und einfache Rechnungen zu controliren. Von Tag zu Tag wurde er schlaffer. Kam dann nach den langen Stunden geisttödtender Arbeit der Abend, eilten seine Genossen nach den Land-

häusern der ihnen befreundeten Familien, um dort in den offenen Hallen, durch welche die kühle Seeluft der Bai von Bengalen spielte, sich zu erholen, so schlich er nach kurzem Spaziergang in seine ärmliche Wohnung zurück, die ihn mit ihrer trockenen Glut wie der Vorhof der Hölle empfing. Dann lag er schlaflos auf seinem Bett, nächtelang, bis er vielleicht gegen Morgen unruhig einschlummerte, um sich wenige Stunden darauf matter, als er sich niedergelegt, zu erheben. Seine einzige Zerstreuung waren die Bücher, die er zuweilen der Bibliothek des Statthalters, welche allen jungen Leuten offen stand, entlieh. Aber selbst zum Lesen fehlte ihm oft die Sammlung. Er fühlte, daß er ein verlorener Mann sei, wenn diese vernichtende Oede und Einsamkeit fortdauere.

Und was konnte er thun, um diesen bösen Bann zu brechen? Oft kamen ihm die abenteuerlichsten Ideen. Nur hinaus wollte er, in Leben und Thätigkeit. Zu den Seeräubern an der Küste von Malabar hätte er gehen mögen, oder zu irgend einem der trägen Sultane im Innern, um ihm ein Heer zu schaffen und den Großmogul aus Delhi zu vertreiben. Die Stunden, in denen er diesen Träumen nachhing, waren verhältnißmäßig die glücklichsten; um so trüber wirkte jedoch das Erwachen, das ihm seine elende Stube

mit den nackten Lehmwänden und der verpesteten Luft zeigte.

Hatte er Miß Ellen wiedergesehen? Nein. Weder sein Stolz noch seine Stimmung hätten ihm erlaubt, sich ihr in der Lage, in welcher er sich befand, zu nahen. Er fürchtete übersehen zu werden, und der Gedanke, er könne sich irgendwie vernachlässigt oder herabgesetzt sehen, siegte über die brennende Sehnsucht, die er nach dem Anblick des schönen Mädchens empfand. Auch zufällig war er ihr nie begegnet, obwohl Madras nicht groß war. Wenn sie ihn aufsuchen, einladen ließ, so wollte er zu ihr gehen. Aber er sah wohl ein, daß er vergessen worden.

Er hörte in den Bureaux Vieles über ihren Vater, den Baronet, sprechen. Man schilderte ihn als einen noch sehr lebhaften, fast jugendlichen Mann von großer Rücksichtslosigkeit und vielem Unternehmungsgeist, zwei Eigenschaften, die wohl geeignet waren, ihm in Indien zu Ansehen und Reichthum zu verhelfen. Es hieß, er habe schon einige glückliche Speculationen vollführt. Seine Tochter galt allgemein für die erste Schönheit von Madras. Alt und Jung lag ihr zu Füßen.

Selbst Francis Oldborough hatte er nicht wiedergesehen. Er wußte nur, daß der junge Mann zu den Tonangebern in Madras und den beständigen Begleitern

der Miß Ellen gehörte. Major Lawrence, den man als einen sehr tüchtigen Offizier rühmte, sollte indessen wenig mit seinem neuen Untergebenen, der hier Kapitän genannt wurde, zufrieden sein. Erklärlich war das genug. Oldborough hatte sicherlich wenig Zeit, sich um den Dienst zu kümmern, der hier nicht leicht war, da es eine wilde Schaar überall zusammengelesener Engländer und einen Haufen Eingeborener zu bändigen galt, die kaum halb disciplinirt waren, die sogenannten Sepoys.

Der Einzige, der ihn zuweilen besucht, war Will gewesen. Clive bemerkte bald, daß der Knabe eine wahre und tiefe Anhänglichkeit für ihn empfand, und das that ihm wohl. Stundenlang saß Will des Abends bei ihm und lauschte seinen Klagen, Erzählungen und Träumereien. Clive sprach dann gewöhnlich vor sich hin, als ob Niemand anwesend sei. Oder er las Will aus den Büchern vor, die er sich geliehen, und unterrichtete ihn in den Dingen, die er selbst wußte. Der Knabe zeigte eine heiße Lernbegierde und eine bewundernswerthe Auffassungskraft. Nichts blieb ihm dunkel, nichts vergaß er. Dabei war sein Charakter für einen Burschen, der inmitten der rohesten Naturen aufgewachsen, von seltenem Edelmuth. Alle seine Aeußerungen zeugten von einer so richtigen und edlen Empfin-

dung, daß Clive oft überrascht war. Als ihm der junge Schreiber mitgetheilt, daß jener Herr Madras verlassen habe und er also im Augenblick nicht im Stande sei, die Schuld einzulösen, hatte ihn William mit Thränen in den Augen gebeten, daran nicht zu denken; er gebrauche kein Geld, er wolle es nicht eher wieder haben, als bis Clive es mit Leichtigkeit entbehren könne. Im Gegentheil, er hatte Clive noch die wenigen Schillinge angeboten, die er sich in den letzten Monaten erspart; allerdings hatte Clive sie nicht genommen. Selbst dieser Freund aber fehlte ihm, denn die Sylphide war nach Calcutta gesegelt, um dort Waaren einzunehmen. Auf der Rückkehr sollte sie in Madras anlegen. Doch war der Termin unbestimmt.

Clive stand lange am Fenster. Ungewöhnlich schwer war die Luft heute. Alles verkündete einen Sturm für die Nacht. Das Athmen wurde zur Qual. Clive überlegte, ob er nicht lieber hinausgehen solle nach dem Meeresstrand, wo es wenigstens etwas kühler war.

Da fiel ihm ein, daß morgen ein Schiff nach Europa abgehe und daß er seinen Aeltern lange nicht geschrieben. Zwar drängte es ihn nicht, ihnen Mittheilungen über sein erbärmliches Leben zu machen, aber er fühlte doch, daß seine Mutter sich um ihn ängstige. So setzte er sich denn an den Tisch und schrieb. Er

schilderte seine Beschäftigung, seine Verlassenheit mit erbarmungsloser Ruhe, als ob er über einen Andern schriebe; er verhehlte seine finanzielle Lage nicht, bat aber nicht um Geld, denn es war ihm fast gleichgültig geworden, und die wenigen Guineen, die ihm die Aeltern im besten Falle schicken konnten, vermochten doch nichts in seiner Stellung zu ändern. Nur zum Schluß wurde er weich, denn es kam ihm der Gedanke an die Heimat.

„Seit ich mein Vaterland verlassen, habe ich keinen frohen Tag erlebt", schrieb er, „und wenn ich an meine theure englische Heimat denke, ergreift mich die Erinnerung im höchsten Grade. Könnte ich mein Vaterland noch einmal wiedersehen, so würde ich mit einem Blicke Alles umfassen, was ich hoffe und ersehne."

Ja, wohl war er auch dort unglücklich gewesen, aber hier war die Hölle. Und doch, wenn ihm einer gesagt hätte, er solle sofort nach der Heimat zurückkehren, so hätte er es vielleicht nicht gethan. Es war gleichgültig, ob er sich hier oder dort allmälig verzehrte. Seine Gedanken wären ihm auch in die Heimat gefolgt.

Es klopfte. Bei ihm klopfte so selten Jemand, daß Clive überrascht „Herein!" rief. Es war Will, der eintrat, ganz außer Athem, sichtlich in großer Eile.

Clive empfing ihn mit einem freudigen Ruf und

schloß ihn an seine Brust. Er hatte ihn länger als sechs Wochen nicht gesehen.

„Mr. Clive", rief Will, „wir sind zurück von Calcutta, aber wir legen nur einen Tag hier an, unsere Ladung ist complet. Ich bin so viel herumgehetzt worden, daß ich schon jede Hoffnung aufgegeben hatte, Sie noch zu sehen. Nun bin ich doch noch so glücklich gewesen, auf einige Minuten hierher springen zu können. Mein Gott, wie bleich sehen Sie aus! Ich hoffte Sie wohler zu finden."

„Die Luft, die schwere Luft, Will", sagte Clive.

„Ja, sie ist furchtbar heute, wir haben einen gewaltigen Sturm zu erwarten. Aber bei Ihnen ist es nicht die Luft allein, Sie grämen sich immer noch. Die Arbeit im Bureau ruinirt Sie. Mr. Clive, ich habe eine Bitte an Sie."

„Sprich, mein Junge! Was ich kann, thue ich für Dich."

„Ich habe in Calcutta ein enormes Glück gehabt", fuhr Will etwas verlegen fort. „Denken Sie sich, ich fand auf dem Kai eine Brieftasche, die viele Banknoten und Wechsel enthielt, und als ich sie dem Herrn brachte, der sie verloren, gab er mir vier Guineen als Belohnung — denken Sie, vier Guineen, Mr. Clive. Ich glaubte, ich würde närrisch werden vor Freude.

Aber es beunruhigt mich, das Geld bei mir zu haben. Die Matrosen wissen es und es sind schlechte Kerle unter ihnen. Man könnte mir das Geld stehlen. Wollen Sie deshalb nicht die Güte haben, Mr. Clive, und mir wenigstens drei Guineen aufheben, bis ich wiederkomme?"

Clive brach in ein lautes Gelächter aus, aber die Augen wurden ihm dabei naß und er legte seinen Arm um die Schultern Will's.

„Und mit diesem Märchen willst Du mich betrügen?" rief er. „Nicht daß ich an der Wahrheit der Geschichte in Calcutta zweifelte — und ich gratulire Dir dazu — wohl aber, daß Du Angst hast, die Matrosen könnten es Dir stehlen. Du willst mir wieder einmal Geld leihen, gesteh' es nur offen ein, Will!"

Der Bursche war feuerroth geworden und stotterte Einiges zu seiner Entschuldigung. Dann bat er Clive noch dringender, doch das Geld anzunehmen. Ihm sei es auf dem Schiffe ganz unnütz und es könne ihm wirklich entwendet werden. Er zweifle nicht daran, daß Clive binnen kurzem sein Glück machen werde; dann wolle er seine Hülfe in Anspruch nehmen.

Indessen Clive blieb fest.

„Ich nehme es nicht, Will", sagte er. „Ich danke Dir ebenso, als ob ich es von Dir geschenkt erhalten.

Aber ich kann nicht. Meine Gesundheit ist angegriffen, ich könnte sterben. Es lastet mir ohnehin schon auf der Seele, daß ich Dir das Geld von Rio de Janeiro noch schulde."

Vergebens bat der Knabe, Clive nahm nichts. Es lag jetzt ein bitterer, harter Zug auf seinem Gesicht und er wiederholte mehrmals:

„Nein, nein, ich könnte sterben. Ich habe eine Ahnung. Und Du brauchst Geld, um vorwärts zu kommen. Mir nützt es doch nichts!"

„Aber es ist traurig, daß ich so von Ihnen Abschied nehmen muß", sagte William. „Wer weiß, wenn ich Sie wiedersehe!"

„Ja, Will, wer kann das wissen?" sagte Clive und hob leicht die Achseln. „Ich habe da in einem alten indischen Dichter gelesen — es sind gute Sachen darin:

Es schwinden unsre Tage hin und aller Wesen Lebenshauch
Ist wie ein Dunst zur Sommerzeit, den aufwärts zieht der Sonnenstrahl —

und an einer andern Stelle:

Wie dort am Lotosblatte sich ein Tropfen Thaues zitternd hält,
So ist dem steten Falle nah' des Menschen zitternd Erdenglück,
Und wie im großen Ocean ein Splitter Holz den andern trifft,
So treffen hier auf Erden sich die Wesen einen Augenblick.

Ja, so ist es, Will, und wir wollen zufrieden sein,

daß wir armen Splitter uns schon mehrmals getroffen, und wollen nichts weiter erwarten."

„So glauben Sie nicht, Mr. Clive, daß es eine Fügung gibt, welche die Menschen, die sich lieb haben, wieder zusammenführt?"

„Es ist schon möglich, Will, aber es kommt doch auch oft vor, daß Menschen, die sich sehr lieb hatten, auf Nimmerwiedersehen von einander getrennt worden sind. Darüber ließe sich viel sprechen und darüber hat auch wohl Jeder seine verschiedenen Gedanken. Ich werde Dich, wenn Du gehen willst, ein Stück begleiten, mein Junge."

„Ich muß sogleich gehen, Sir; ich habe die größte Eile."

„Nun, so gehen wir! In einer Stunde werden wir einen tüchtigen Sturm haben. Du thätest besser, am Lande zu bleiben. Die Sylphide wird arg geschaukelt werden, wenn ihr nicht gar Schlimmeres passirt."

„Ich muß nach dem Schiff, unsere Schelinge wartet auf mich."

Clive hatte seinen Rock angezogen und seinen Hut aufgesetzt. Sie verließen das Zimmer, das Clive nicht einmal verschloß, da, was darin war, einen Dieb nicht reizen konnte.

Eine Schwüle, wie Clive sie noch nicht erlebt,

lastete über der Erde. Die Straßen der weißen Stadt — der Sitz der Europäer — die sich um das St.-Georgs-Fort erhebt, waren wie ausgestorben. Nur hier und dort zeigte sich ein dienender Hindu, der ohne sichtbare Beschwerde, längst an diese Luft gewöhnt und sich mit indischem Gleichmuth in sein Geschick fügend, irgend eine Last trug.

William hatte eilig. Er bat Clive mehrmals, zurückzubleiben. Der junge Mann hielt jedoch Schritt mit ihm und beide gelangten sehr erhitzt an das sandige Ufer des Meeres.

Madras hat keinen Hafen, sondern nur eine Rhede.

Der Strand ist flach und sandig und die großen Fahrzeuge müssen sich, um ihre Waaren nach der Stadt zu schaffen, ganz flacher Boote, der sogenannten Schelingen, bedienen.

Das Meer war still. In großen langen Wellen rauschte es eintönig und feierlich auf den Strand. Aber schon lag die Ahnung des nahenden Aufruhrs schwer und unheimlich auf dieser gewaltigen Wasserflut und ein eigenthümliches Brausen klang aus den heranrollenden Wellen.

Es war fast Nacht. Die Matrosen, nicht mehr nüchtern, empfingen Will mit Schimpfworten und

Drohungen wegen seines langen Ausbleibens. Das Erscheinen Clive's beruhigte sie jedoch. Sie wechselten einige Worte mit dem Schreiber, ihrem frühern Bekannten; dann drückte Clive seinen jungen Freund noch einmal ans Herz, Will sprang weinend in das Boot. Die Schelinge stieß ab, Will grüßte noch mit seinem blauen Taschentuch, und das kleine Fahrzeug wurde bald zu einem dunklen, schattenhaften Punkt auf den tiefgrünen Wogen.

Clive blieb am Strande. Nach Hause mochte er nicht zurückkehren. Er setzte sich auf einen niedrigen, zum Anbinden der Boote dienenden Pfahl und starrte hinaus auf das Meer, das jetzt schwarz wurde wie der Horizont hinter ihm. Noch rührte sich kein Lufthauch, die Bewegung des Meeres schien aus dem Schooß der Wasser selbst zu kommen, wie aus einem unruhigen, allzu vollen Herzen. Einige Schelingen kamen von den Schiffen auf der Rhede her eilig an das Land gerudert. Seevögel, die am Strande gesessen, als ob sie gleichfalls ermüdet wären, erhoben sich mit schrillem Aufschrei in die Luft, als hätten sie den nahenden Sturm schon bemerkt. Dann grollte es in weiter Ferne, ganz dumpf, plötzlich rollte ein Donner näher, und dann zuckte ein Blitz über die See und der Donner krachte fast unmittelbar hinterdrein. Der Sturm war da.

Um Clive war es tiefe Nacht. Kein Mensch mehr am Strande. Die letzten Schiffer, die ihre Schelingen weit aufs Land gezogen hatten, waren schon seit Minuten verschwunden. So allein, im brausenden Unwetter, in der Wuth des Orkans — das war ihm recht! So allein hätte er überhaupt auf der Welt sein, so allein dem Untergang des Erdballs zuschauen mögen.

Blitz auf Blitz und ununterbrochen krachender Donner, aber bis jetzt noch kein Regenguß. Der Schaum spritzte dem jungen Manne scharf ins Gesicht, schlug ihn zuweilen wie Hagel. Aber er blieb auf dem Pfahl. Das Meer schien zu steigen. Näher und näher rauschten die gewaltigen Wellen vor die Füße Clive's. Wenn sie immer höher und höher gestiegen wären und er gewußt hätte, daß sie ihn mit fortreißen würden, vielleicht wäre er dennoch geblieben. Beängstigend möchte es jedem Andern gewesen sein, so ruhig diesen schwarzen Ungethümen ins Auge zu schauen, deren jedes wüthend an ihn heranrollte, als müsse es ihn endlich verschlingen. Ihn ließ es kalt und er spottete über den Schaum, in den sie zerstoben und den sie ihm wie in ohnmächtiger Wuth ins Gesicht schleuderten. Was waren ihm Wellen, Blitz und Donner, ihm, der mit andern, viel gewaltigern Mächten, mit den ungebändigten Geistern seines eigenen Herzens rang!

Allmälig wurde er ruhig in dieser furchbaren Unruhe. Er träumte, er befände sich in der Schlacht und jeder der Blitze, die zehnfach in einer Minute auf einander folgten, sei ein Schuß. Keiner traf ihn, obwohl sie zuweilen dicht neben ihm in Meer und Land schlugen und ihn einhüllten in schwefelblaues Licht. Er träumte, er hätte den Degen in der Hand und stände ruhig an der Spitze seiner Colonnen und gäbe ihnen das Zeichen, vorzurücken, während die Kugeln rings um ihn pfiffen und sausten.

Da, was war das? Es wurde etwas Dunkles vor seine Füße geschleudert, kaum zehn Schritt vor ihm. Unwillkürlich sprang er auf. Es schien ihm eine menschliche Gestalt zu sein, ein Weib. Sie war von einer gewaltigen Welle weit auf den Strand getragen worden — jetzt, beim Leuchten des nächsten Blitzes sah er sie deutlich — die folgende Welle konnte sie zurückreißen.

Lag ihm nichts am Leben, so lag doch Andern daran. Er bedachte nicht, daß auch ihm die Brandung Gefahr bringen könne. Im Augenblick war er bei ihr. Er sah nichts als langes, schwarzes gelöstes Haar und ein dunkles Gewand; er beugte sich nieder und wollte sie emporheben, da warf ihn die folgende Welle nieder. Rauschte sie zurück, so konnte sie ihn und das unbe-

kannte Wesen, das er hier gefunden, mit zurückreißen in den sichern Tod. Er bückte sich und stemmte die Schulter gegen die zurückströmende Flut, wie er es beim Baden in der See gethan. So mächtig war der Rückschlag, daß er niedertaumelte. Aber er wurde nicht mit fortgerissen. Halb betäubt erhob er sich und trug die Gestalt ans Ufer.

War sie lebend oder Leiche? Nichts verrieth es ihm. Auf jeden Fall war sie vollkommen bewußtlos. Der Regen schoß jetzt mit einer Gewalt hernieder, daß er Clive selbst am Sehen verhinderte. Der Hut war ihm vom Sturm oder von der Welle entrissen, das nasse Haar schlug ihm, vom Winde gepeitscht, ins Gesicht. So trug er die Leblose mit sich fort.

Kaum konnte er sich orientiren, wo die Stadt lag. Nichts als Nacht um ihn her, Regengüsse von oben, das Brausen des Meeres hinter ihm. Das Rasen des Sturms schien ihn zu Boden reißen zu wollen. Endlich bemerkte er ein Licht, das von einer der Basteien des Forts St.-Georg schien. Danach richtete er seine Schritte.

In die weiße Stadt konnte er nicht mehr hinein, da die Thore des Forts, das sie umgab, um diese Zeit schon geschlossen waren. Bis zur schwarzen Stadt aber, die nördlich von der europäischen Stadt errichtet

und von Hindus, Mohammedanern, portugiesischen und andern Kaufleuten bewohnt war, hatte er einen weiten Weg, zu dem seine Kräfte vielleicht nicht ausreichten. Denn obgleich an sich nicht schwer, wurde die Frau doch durch ihre Leblosigkeit eine nicht unbedeutende Last. Und wohin sollte er sie überhaupt tragen? Wer würde sie aufnehmen? War sie aus Madras? Oder war sie eine Fremde, die in einer Schelinge von einem Schiffe von der Rhede kam und vom Sturm überrascht worden?

Ungewiß, wohin er sich wenden sollte, trug er seine seltsame Last weiter, bis er die Südbastion des Forts erreicht hatte. Dort legte er sie an einer Stelle, die vor dem Sturm und dem peitschenden Regen geschützt war, sanft auf die Erde und überlegte, indem er sich erholte. Seine Wohnung lag westlich vom Fort; er war ihr verhältnißmäßig nahe. Aber es widerstrebte seinem Gefühl, eine Frau bei sich zu beherbergen. Und doch blieb ihm vielleicht nichts weiter übrig. Bei diesem Wetter waren alle Thüren und Fenster geschlossen, an die hätte er klopfen können. Und wer von den Engländern nahm bereitwillig eine Fremde auf, noch dazu ein Hinduweib? Und ein solches schien sie ihm zu sein. Clive kannte die Vorurtheile und die Hartherzigkeit seiner Landsleute. Es war wirklich vielleicht das

Beste, wenn er sie die Nacht bei sich behielt und am andern Morgen zu denen führte, die sie in Madras hatte aufsuchen wollen. Oder war sie todt?

Nein. Als er sie wieder in seine Arme nahm, hörte er einen tiefen Athemzug, ein leises Stöhnen. Sonst gewahrte er kein Zeichen des Lebens; sie blieb unbeweglich.

Das Gewitter war vorüber, Blitz und Donner rasten in der Ferne, aber der Sturm sauste nach in langen heulenden Stößen vom Meere her. In der vollständigen Finsterniß, die ihn umgab, hörte Clive zuweilen näher oder ferner das Krachen eines niedergerissenen Baums, das Klirren eines zerbrochenen Fensters, das Kreischen einer losen Thür. Mit der Linken vor sich hintastend, ging er langsam weiter auf dem Rasen, den er jetzt unter seinen Füßen fühlte und der ihm kund that, daß er sich in der Nähe des kleinen Flusses Mataron befinde. Hier lagen auf einem Hügel einige Landhäuser, die von den reichsten Leuten in Madras bewohnt wurden. Unter ihnen befand sich auch das Landhaus des Baronets Birdenhall. Clive, obwohl er nicht sehr entfernt in einer Art Vorstadt wohnte, war niemals über diesen Hügel gegangen, aus Besorgniß, Miß Ellen oder Sir Oldborough zu begegnen. Einige Lichter, die er aus der Höhe glänzen sah, ver-

kündeten ihm, daß er sich nicht irre und daß er weiter links gegangen, als er vermuthet.

Er wollte zurück und mehr nach rechts gehen, als er plötzlich ganz in der Nähe Stimmen hörte. Ein Thor wurde geöffnet; eine laute Stimme rief einigen Dienern zu, sich zu beeilen. Gleich darauf glänzten Laternen und bei dem ungewissen Lichte, das durch den Regen zu ihm herüberdrang, erkannte Clive einen Palankin, der, von vier Dienern getragen, schnell auf ihn zukam. Ein Diener mit Stab und Laterne eilte dem Palankin voraus, wie dies bei den vornehmen Eingeborenen und den angesehenen Europäern Gebrauch war.

Clive wollte ausweichen. Da sich jedoch, wie er bemerkte, links ein Graben und rechts eine Hecke befand, so war dies nicht gut möglich.

„Aus dem Wege! Aus dem Wege!" rief der Stabträger, der wahrscheinlich die unbestimmten Umrisse einer Gestalt erkannt hatte. „Aus dem Wege!" wiederholte er lauter und abermals in indischer Sprache, als er die Gestalt nicht sogleich verschwinden sah.

„Ich kann nicht", antwortete Clive. „Geht Ihr langsamer! Ich trage eine Todte oder Ohnmächtige."

„Vorwärts! Was geht da vor?" rief eine scharfe Stimme aus dem Palankin.

Clive erkannte sie sogleich; es war die Stimme Mr. Barny's, eines der Directoren der Compagnie, der für einen sehr reichen Mann galt und den Lebensgenuß mehr liebte, als sich mit seinem Alter vertrug, denn man hielt ihn für nahe an sechzig Jahre. Freilich war er noch sehr rüstig und lebhaft. Er hatte weder Frau noch Kinder. Uebrigens zählte auch er zu den Anbetern der Miß Ellen.

„Was gibt's denn? Was gibt's denn?" eiferte er aus der Sänfte.

„Wenn die Diener sich mehr links halten, so kann ich rechts vorbei", antwortete Clive. „So weit links als möglich."

„Leuchtet doch einmal!" rief Mr. Barny. Der Stabträger erhob seine Laterne. Das Licht fiel voll auf Clive und seine Last.

„Goddam! Was ist das? Ein Unglück oder eine Entführung?"

„Ein Unglück, Sir. Ich befand mich zufällig während des Sturms am Strande, und diese Frau wurde von den Wellen ans Ufer geworfen."

Mr. Barny's Gesicht zeigte sich jetzt voll in der Thür des Palankins und seine scharfen grauen Augen musterten die leblose Gestalt mit auffälligem Eifer Ahnte sein geübter Blick die Schönheit?

„Laßt doch einmal ihr Gesicht sehen", sagte er zu den Dienern.

„Aber rührt sie nicht unsanft an!" rief Clive, als der Stabträger das Gesicht der Frau, das auf der Schulter Clive's ruhte, dem Palankin zuwandte.

„Ei, ein junges Mädchen; nicht aus Madras, glaube ich", sagte Mr. Barny. „Ja, was wollen Sie denn mit ihr thun, Sir?"

„Sie nach meiner Wohnung tragen und, wenn sie zum Bewußtsein kommt, hören, wer sie ist und ob sie hier Bekannte und Verwandte hat", antwortete Clive.

„Wer sind Sie, Sir?" fragte Barny.

„Schreiber im Dienste der Compagnie, Herr Director. Ich heiße Clive."

„Nun gut, Sie können das Mädchen doch nicht zu sich nehmen", sagte Barny. „Wir müssen ein anderes Auskunftsmittel finden. Es ist ein Hindumädchen. Wohin mit ihr? Nach meiner Wohnung?"

Clive hatte das Gesicht derjenigen, die er gerettet, noch nicht gesehen, konnte es auch in der jetzigen Lage nicht sehen. Aber so unerfahren er auch war, er las in den Augen Barny's, daß es schön sein müsse, und er glaubte die Absichten des Directors zu errathen.

„Sie wird bei mir ebenso gut behandelt werden, Sir", sagte er. „Ich werde sie nach meiner Wohnung tragen."

„Wie Sie wollen, Sir“, sagte Barny mit einem kalten Blick. „Ich könnte ihr größere Pflege angedeihen lassen.“

„Gewiß, Sir“, erwiderte Clive. „Indessen man interessirt sich gewöhnlich für denjenigen, den man gerettet hat, und ich möchte mein Werk auch ganz zu Ende bringen.“

„Aber Sie können sie doch nicht bis nach Hause tragen“, rief Barny. „Das ist Ihnen zu schwer und schadet dem Mädchen.“

„Ich wohne ganz in der Nähe“, sagte Clive. „Lassen Sie nur Ihre Diener vorbeischreiten, damit der Weg frei wird.“

„Ich weiß einen Ausweg“, rief Barny. „Am Ende ziemt es sich weder für Sie noch für mich, ein junges Mädchen zu sich zu nehmen. Wir wollen sie zu der Familie bringen, von der ich komme. Es sind Damen dort und die Fremde wird dort gut aufgehoben sein.“

Clive hatte den Hintergedanken, daß Barny mit diesem Vorschlage nur beabsichtige, Gelegenheit zu erhalten, das Mädchen wiederzusehen. Doch ließ sich nicht gut etwas dagegen einwenden.

„Wer ist diese Familie?“ fragte er.

„Die Birdenhalls“, antwortete Barny. „Sie werden Ihnen bekannt sein.“

Clive hatte es geahnt. Sollte er mitgehen? Sollte er auf diese Weise ein Wiedersehen herbeiführen? Er war zu jung, um es nicht zu wünschen, und zu klug, um sich nicht zu sagen, daß die Gelegenheit eine sehr günstige für ihn sei. Er drängte sich nicht auf; der Zufall und zwar ein abenteuerlicher, romantischer Zufall führte ihn wieder in das Haus.

„Ich kenne sie; wie Sie befehlen, Herr Director!“ sagte er.

Barny sprang aus dem Palankin, das schlechte Wetter verwünschend, und Clive ließ das junge Mädchen von seiner Schulter niedergleiten in die Hände der Hindus, die sie in den Palankin legten.

Hierbei sah er zum ersten Male das Gesicht der Fremden, aber nur flüchtig. Es schien ihm regelmäßig und schön; indessen dachte er an Miß Ellen und es war ihm gleichgültig, ob sein Schützling schön oder häßlich sei. Noch etwas Anderes bemerkte er jedoch. Er sah, wie die indischen Diener überrascht schienen und die Leblose mit großer Scheu und Achtung berührten. Auch flüsterten sie sich mit unterdrückten Stimmen einige Worte zu, in deren Ausdruck eine abergläubische Verehrung lag, fast als ob sie eins ihrer Götzenbilder berührten.

Der Weg bis zu dem Hause des Baronets war so

kurz, daß Clive noch immer sich nicht entschieden hatte, ob er mit eintreten solle, als Barny bereits mit einem metallenen Hammer gegen das kupferne Schild klopfte, das an der Thür des Vorgartens hing. Er that dies mit solcher Gewalt, daß sich alle Fenster im Hause öffneten, die Diener herausgestürzt kamen und selbst der Baronet mit unbedecktem Kopf in der Thür erschien. Clive hatte ihn zuweilen in den Bureaux gesehen.

„Lassen Sie öffnen, lieber Baronet!" rief der Director. „Ich bin es, Barny, und komme eher zurück, als ich vermuthete. Ich bringe etwas mit mir — eine ganz wunderbare Geschichte. Lassen Sie nur öffnen!"

Das Gitter flog auf, der Palankin wurde durch den Vorgarten getragen und in der Halle niedergesetzt. Der Baronet empfing mit verwundertem Gesicht die Mittheilungen Barny's und musterte zuweilen den jungen Schreiber, der in seiner durchnäßten und beschmuzten Kleidung, ohne Hut und mit verworrenem Haar aussah, als sei er selbst dem Meere entstiegen. Von Miß Ellen gewahrte er nichts. Nur einige Dienerinnen sah er im Hintergrund der Halle.

„Es ist ganz recht, daß Sie an uns gedacht haben, Barny", sagte Birdenhall. „Es soll der Unglücklichen bei uns an nichts fehlen. Ich begreife das Opfer, das Sie gebracht." Dabei lächelte er ein wenig. „Heda,

Ihr Weiber, tragt die Kranke in das Frauengemach! Miß Ellen wird bald hinüberkommen, nach ihr zu sehen. Und da Sie wahrscheinlich wissen wollen, Barny, wie das ablaufen wird, so treten Sie nur immer wieder in das Gesellschaftszimmer. Miß Ellen und der Kapitän sind noch dort."

Es schien Clive, als solle er hier weiter nicht berücksichtigt werden, und an seine Schreiberstelle und die damit verbundene untergeordnete Lage gewöhnt, hätte er sich in jedem andern Hause still verabschiedet. Hier jedoch glaubte er ein gewisses Recht zu haben, bemerkt zu werden.

„Darf ich darum bitten, Sir, hier zu warten, bis ich erfahren, ob das Mädchen lebt, ob sie zu retten ist?" fragte er den Baronet.

„Gewiß, warten Sie ruhig", antwortete dieser kurz.

„Und darf ich Sie ersuchen, bei dieser Gelegenheit meine Empfehlung an Miß Birdenhall auszurichten? Mein Name ist Clive."

„Ah, Mr. Clive!" rief der Baronet überrascht. „Derselbe, der in Rio de Janeiro meiner Tochter einen Dienst leistete und den wir hier in Madras wiederzusehen hofften?"

„Derselbe", antwortete Clive mit einer Verbeugung und bedachte dabei, daß es dem Baronet nicht eben

schwer geworden wäre, ihn in Madras aufzufinden, wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte, es zu versuchen. Doch fügte er seiner einsilbigen Antwort nichts hinzu.

„Dann bitte ich Sie dringend, Mr. Clive, mit einzutreten", sagte der Baronet. „Meine Tochter wird sich gewiß sehr freuen, Sie wiederzusehen."

Er öffnete eine Thür und führte, voranschreitend, die Herren in ein freundliches Zimmer, in welchem Miß Ellen und der Kapitän Oldborough bei einer Partie Schach saßen.

„Wie, Mr. Barny, schon wieder zurück?" rief der Kapitän. „Was haben Sie vergessen?"

„Vielleicht mein Herz", antwortete der Director lächelnd, „und ich werde es sicherlich hier wiederfinden, da es Niemand an sich genommen. Doch nein, ich habe Ihnen einen weiblichen Besuch ins Haus gebracht, Miß Ellen, ein Hindumädchen, das dieser Ihnen vielleicht nicht unbekannte Ritter bei dem entsetzlichen Sturme aus der Brandung gerettet."

Ellen hatte Clive schon während dieser Worte erkannt und ihm mit leichter Ueberraschung und mit dem schwachen Ruf: „Mein Gott, Mr. Clive! Endlich!" die Hand entgegengehalten, die der junge Mann jetzt an seine Lippen führte. Auch Oldborough hatte verwun-

dert den Namen Clive genannt und ein: „Sieht man Sie wieder!" hinzugefügt.

Im Ganzen war der Empfang so, wie Clive ihn sich vorgestellt. Er war nicht mehr der Träumer von Rio de Janeiro, der von der ersten Frauenschönheit, die er gesehen, wie geblendet gewesen. Seine Stellung zu Miß Ellen war ihm klar geworden, seit er in Madras erfahren, daß man sich nicht weiter um ihn kümmere. Aber schön war sie doch, unvergleichlich schön, und er konnte die Augen nicht von ihr abwenden.

„Ein Hindumädchen? Mein Gott, was soll ich mit ihr? Ich habe schon genug!" rief Miß Ellen fast unwillig. „Und gerettet? Aus der Brandung? Von wem? Natürlich von Mr. Clive, dem Ritter aller Damen."

„Sie müssen uns das erzählen, Mr. Clive!" rief der Baronet. „Doch wollen Sie nichts annehmen? Sie müssen erschöpft sein. Wollen Sie eine Tasse Thee, ein Glas Sherry? Es thut Ihnen noth, glauben Sie mir!"

In der That sah Clive sehr bleich aus und sein Körper zitterte noch jetzt von dem Druck der Last, die er getragen. Es lag etwas Absonderliches in seinem Aussehen. Manche schwärmerische Lady würde diesen jungen Mann, der die Spuren des Kampfes mit den

Elementen trug und dessen große Augen in einem eigenthümlich krankhaften, erregten Glanze leuchteten, sehr interessant gefunden haben. Miß Ellen war jedoch vermuthlich keine Schwärmerin.

„Ja, trinken Sie und erzählen Sie dann!“ rief auch der Director. „Wie seltsam, daß Sie ein Bekannter dieses Hauses sein mußten! Also Sie haben Miß Birdenhall in Rio einen Dienst geleistet? Das wird mich ewig zu Ihrem Schuldner machen! Sehen Sie, Kapitän Francis, während wir hier saßen und unsern Wein tranken, rettete dieser Heldenjüngling ein menschliches Wesen aus den Armen des Todes. Das nenne ich echte britische Jugend!“

Es schien Clive, als mische sich etwas Spott in diesen Enthusiasmus. Aber das ließ ihn kalt. Den wahren Grund, daß Barny dem Kapitän als dem begünstigten Nebenbuhler etwas Unangenehmes sagen wolle, errieth er nicht. Er bat um ein Glas Wein und leerte es, als der Baronet selbst es ihm gereicht hatte.

„Aber Sie müssen erzählen, in der That, Mr. Clive!“ rief Ellen.

Es war wenig zu erzählen, wie Clive mit Recht sagte. Indessen er erzählte das Wenige in einer Weise, die um so eindrucksvoller war, da sie die düstere See-

lenstimmung des jungen Mannes, seine Verachtung des Lebens, die kalte Aufopferung seiner selbst unverkennbar durchblicken ließ. Selbst Miß Ellen hörte aufmerksam zu, und der Director unterließ nicht, zuweilen ein „Seltsam! Großartig! Bewundernswerth! Ganz eigenthümlich!" einfließen zu lassen, das jedesmal eine leichte Verfinsterung auf dem frischen Gesicht des Kapitäns hervorrief.

„Aber was in aller Welt hatten Sie bei diesem Wetter am Strande zu thun?" rief Ellen. „Es war ja ein Sturm, daß wir glaubten, das St.-Georgs-Fort werde uns auf den Kopf geweht werden!"

„Ich begleitete einen Freund nach dem Strande", antwortete Clive, „und blieb dann dort, weil solche Naturscenen mich in hohem Grade fesseln. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich liebe die Aufregung in der Natur, wahrscheinlich weil mir das Leben nichts Derartiges bietet."

„Dazu ist freilich auf Ihrem Comptoir keine Gelegenheit", sagte Barny. „Möglich, daß Sie ihren Beruf verfehlt."

„Ich wählte ihn nicht selbst", antwortete Clive düster.

„Das kann ich mir denken", lachte Barny. „Doch, Miß Ellen, wollen Sie nicht einmal nach dem Mädchen

sehen und uns Nachricht bringen? Ich habe nie eine schönere Hindu gesehen."

„Man weiß, daß Sie sehr bald schwärmen, Herr Director, für Braun und Weiß", sagte Miß Ellen und erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

Der Baronet und der Kapitän fragten den Director, ob sie wirklich so schön sei, und er betheuerte bei Jupiter und andern heidnischen, christlichen und indischen Gottheiten, daß sie, da sie selbst in der Bewußtlosigkeit verführerisch gewesen sei, lebend ein wahres Meisterwerk der Natur sein müsse. Birdenhall fragte Clive, ob er diesem Urtheil beistimme, und dieser antwortete ganz offen und unbefangen, daß er sie kaum gesehen habe, daß er die Hindufrauen auch überhaupt nicht schön fände, namentlich wenn er sie mit Engländerinnen vergliche.

„Nun, da werden Sie eines Tages vielleicht noch anderer Ansicht", rief Barny lachend. „Dieses süße Feuer, diese schmachtende Hingebung, dieses nie zu stillende Verlangen, das ein Hindumädchen von echter Rasse besitzt, das suchen Sie in Europa vergebens. Sie sind Liebe, ganz Liebe, ihr Leben besteht nur in der Liebe. Sie kennen keine Capricen, kein Schmollen; sie werden für die Liebe erzogen und wissen auf Erden weiter nichts zu thun. Deshalb sind sie auch unersetz-

lich für einen Mann von Feuer und Empfindung. In welchem andern Lande der Welt ist man auf die Idee gekommen, daß eine Wittwe sich mit ihrem Manne verbrennen lassen müsse? Diese Sitte herrscht nur hier und sie bezeichnet die hingebende Stellung des Weibes, das ganz im Manne aufgeht. Ich spreche nicht von ihren sonstigen Eigenschaften; in unsern Augen sind sie natürlich unerzogene Geschöpfe, nicht viel besser als unsere wohldressirten Hausthiere. Aber hätten sie die Eigenschaften, die unsern Frauen anerzogen werden und die ein civilisirter Zustand verlangt, sie würden vielleicht vor allen den Preis davontragen."

Clive verstand nicht viel von dieser Philosophie, die ihm noch fremd war. Kapitän Oldborough aber sagte mit absichtlichem Spott:

„Wäre ich ein Mann so ohne alle Vorurtheile wie Sie, Director, so hätte ich längst eine Hindu geheirathet. Sie werden die Hingebung, die Sie verlangen, wohl kaum noch bei einer Europäerin finden."

„Nun, wer weiß!" antwortete Barny lachend. „Ich würde ihr etwas von meinem jugendlichen Feuer mittheilen. Noch ist übrigens nicht aller Tage Abend, und wer kann wissen, wozu ich mich entschließe! Die schöne Hindu da drüben könnte mich rebellisch gegen die letzten Vorurtheile machen."

„Das ist natürlich nur Scherz“, sagte der Baronet. „Eine Vermischung der Europäer mit den Eingeborenen würde das größte Unglück für uns herbeiführen. Wir würden das Uebergewicht verlieren, das wir bis jetzt besitzen. Man würde uns nicht mehr für eine höhere Menschenklasse halten, die wir in der That sind.“

„Dagegen ließe sich Manches vorbringen“, antwortete Barny. „Waren Sie je in Delhi, Agra, Benares?“

„Wie sollte ich? Ich bin noch kaum zehn Meilen über Madras hinausgekommen“, antwortete Birdenhall.

„Nun, wenn Sie dort gewesen wären, wie ich, und hätten die prachtvollen Paläste gesehen, die dort errichtet worden, die Betriebsamkeit und den Fleiß der Einwohner, so würden Sie vielleicht zögern, so entschieden von unserer bevorzugten Rasse zu sprechen. Ich habe Versailles und Spanien gesehen und weiß kaum, ob ich die Residenzen und das Land des Moguls nicht großartiger finden soll. Die Thatsache liegt freilich vor, daß dieses riesige Reich sich im Verfall befindet, und ich sehe keinen Grund, weshalb wir diese Thatsache nicht für uns benutzen sollten. Es ist ein glücklicher Fingerzeig des Geschicks gewesen, der unsere Kaufleute nach dieser Küste geführt hat. Wenn das Mutterland uns unterstützt, so zweifle ich nicht daran, daß wir in

nicht allzu langer Zeit die Küstenstriche unser Eigenthum nennen werden. Und wer die Küsten hat, dem muß auch das Innere später zufallen."

„Fürs Erste scheinen mir die Franzosen fester zu sitzen als wir", warf der Baronet ein. „Dupleix in Pondichery scheint ein fähiger Mann zu sein. Ich fürchte, die Franzosen werfen uns zum Lande hinaus, noch ehe wir die großartigen Pläne, von denen Sie sprechen, ausführen können."

„Das ist möglich", erwiderte Barny. „Ueberhaupt kann ich ja nur Vermuthungen aufstellen. Aber bekämen wir jemals ein paar tausend gute Soldaten und einen tüchtigen Führer, wir würden in kurzer Zeit dieses morsche Reich, um dessen Fetzen sich Hunderte von Nabobs zanken, unter unsere Oberhoheit bringen. Der Thron des großen Moguls wartet auf einen Erben. Wenn man in London auf uns hörte, so würden wir dieser Erbe sein. Aber man verkennt dort immer noch die enorme Wichtigkeit Indiens. Man ist zufrieden damit, daß wir erbärmliche Factoreien besitzen, wo wir die großartigsten Residenzen aufschlagen könnten. Nun, nehmen wir die Dinge, wie sie sind! Ein Mensch oder ein paar Menschen können das nicht ändern. Vielleicht erwacht man in England aus dem Stumpfsinn, wenn wir auch aus Madras vertrieben sind."

„Ist Major Lawrence nicht ein tüchtiger Führer?“ wagte Clive einzuwerfen.

„O ja“, antwortete Barny. „Untadelhaft. Aber es fehlen ihm die Truppen. Unsere Europäer sind der Abschaum der Gesellschaft. Für einen Soldaten ist das zwar gleichgültig, aber die Mühe, diese Leute in Disciplin zu halten, hindert meiner Ansicht nach die Freiheit in den militärischen Bewegungen. Und was die Sepoys anbetrifft, so fechten sie nur dann erträglich, wenn ihnen eine Abtheilung Europäer vorangeht. Mit fünftausend Soldaten, wie sie der junge König von Preußen gegen die Oesterreicher geführt hat, wollte ich den Großmogul aus Delhi treiben und mich zum Kaiser von Indien machen.“

„Ich habe nie gewußt, daß Sie solche Feldherrntalente besitzen, Herr Director“, sagte Kapitän Oldborough etwas spitz.

„Ich redete in diesem Augenblick nicht von mir, ich setzte mich nur an die Stelle eines genialen Heerführers“, antwortete Barny ruhig. „Uebrigens wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß eine Menge der größten Generale nicht aus den herkömmlichen Pflanzschulen des Kriegswesens, sondern aus Comptoiren, Werkstätten und Advocatenbureaux hervorgegangen sind. Ich selbst bin gar nicht passionirt für den Krieg,

er ist mir zu strapazirend. Aber wer kann sagen, ob Mr. Clive, der ja die gefährlichsten Aufregungen liebt, nicht besser an der Spitze einer Sturmcolonne als hinter dem Schreibertisch an seinem Platze sein würde?"

Ein leichtes Roth flog über Clive's Wangen und er sagte leise:

„Ich wünschte, ich könnte beweisen, ob Mr. Barny Recht hat."

In diesem Augenblick trat Miß Ellen wieder ein. Auf ihrem Gesichte, das etwas blasser war als gewöhnlich, zeigte sich der Eindruck einer Erregung, wie sie bei ihrem zwar lebhaften, aber doch kühlen Temperament sehr selten sein mochte. Das fiel auch allen auf, und Mr. Barny und ihr Vater riefen ihr zugleich entgegen: „Nun, was ist's? Was hat es gegeben?"

Ellen setzte sich, nahm ihren Fächer und wehte sich Kühlung zu.

„Das hat mich fast angegriffen", sagte sie. „Aber dieses Mal muß ich Ihrem Geschmack wirklich Gerechtigkeit widerfahren lassen, Mr. Barny. Es ist ein sehr schönes Mädchen und gar keine gewöhnliche Hindu. Sie spricht französisch, besser als ich selbst, glaube ich."

„Wunderbar genug! Dann ist sie am Ende gar keine Hindu", sagte Barny. „Denn es geschieht sehr selten, daß Eingeborene fremde Sprachen erlernen, einige Männer in den Seestädten ausgenommen."

„Ja, sie ist eine Hindu, sie hat es mir selbst gesagt", fuhr Miß Ellen fort. „Als ich hinüberkam, war sie so eben nach langen Versuchen der Frauen ins Leben zurückgekehrt. Merkwürdig übrigens, daß die Hinduweiber sie mit einer Verehrung behandeln, als ob sie eine Göttin wäre. Es muß etwas Absonderliches mit ihr sein, das ich noch nicht ergründen konnte. Sie sprach sehr wenig und sehr langsam und abgebrochen. Als sie erfahren, daß sie sich in Madras, im Hause eines Engländers befinde, verlor sie die Unruhe, die sie bis dahin gezeigt, und dankte mir für meinen Schutz. Ich muß bekennen, meine Herren, daß mich ihre Art zu sprechen, ihr ganzes Wesen eigenthümlich ergriffen hat. Sie muß, wenn sie vollkommen gesund ist, ganz Leben und Ausdruck sein. Ihre Blicke sprachen fast wie Worte und ihre Augen sind wunderschön. Schon aus der Bewegung ihrer Lippen errieth ich, was sie sagen wollte — so deutlich malte sich der Gedanke, schon ehe er gesprochen wurde, in ihren Zügen. Ich fragte sie, ob sie in Madras Freunde oder Verwandte habe; sie antwortete verneinend und schien bei dieser Frage sehr

traurig. Genug, es ist ein räthselhaftes, für mich sehr interessantes Wesen."

„Können wir nicht hinüber, sie zu sehen?" rief Barny.

„Verzeihung, Herr Director, das geht nicht. Sie müssen Ihre Ungeduld bezwingen. Sie ist nicht im Stande, Jemand zu sehen. Nur einen will sie sehen, ihren Retter. Er habe sie sehr sanft getragen, sagte sie. Sie sei nicht immer bewußtlos gewesen, doch habe sie die Augen nicht öffnen und nicht sprechen können. Sie sagte, es würde ihr eine große Beruhigung sein, wenn sie ihrem Retter auch nur in wenigen Worten ihren Dank sagen könne. Also gehen Sie hinüber, Mr. Clive, und verlieben Sie sich nicht zu heftig in Ihren Schützling."

„Davor bin ich sicher", antwortete der junge Mann und wagte einen Blick in Ellen's Augen, der, wie es schien, mit einigem Befremden, aber doch nicht unwillig aufgenommen wurde. „Ich könnte ja morgen wiederkommen, wenn sie jetzt noch sehr erschöpft ist."

„Nein, nein, gehen Sie nur. Sie bat ausdrücklich darum, als um eine Gnade", sagte Ellen. „Man wird Ihnen das Zimmer zeigen."

Der Baronet begleitete Clive bis an die Thür und übergab ihn dort einem Diener, diesem folgte der junge Mann bis zu dem Frauengemache.

Als er hier durch die sich geräuschlos öffnende Thür eintrat, bot sich ihm ein eigenthümlicher Anblick. Auf einem niedrigen Lager, in leichte Decken eingehüllt, befand sich eine jugendliche Frauengestalt, die sich, auf den linken Arm gestützt, ein wenig erhoben hatte und die rechte Hand wie segnend über eine Anzahl älterer und jüngerer indischer Dienerinnen ausstreckte, die mit verschränkten Armen und mit tiefgebeugten Köpfen vor dem Lager knieten. Sie sprach nicht laut dabei, sondern ihre Lippen bewegten sich nur leise und zuweilen entklang ihnen ein sanfter, singender Ton.

Jetzt erkannte auch Clive, daß sie schön sei. Das lange schwarze Haar fiel ihr weit über den Nacken herab, bis auf die weißen Decken und das Nachtgewand, das sie trug. Das Gesicht und die bis zu den Schultern entblößten Arme zeigten die feinste Regelmäßigkeit und Schlankheit, ohne jedoch den Eindruck des Eckigen, Hagern zu machen, denn Alles an ihr war trotz der Zierlichkeit sanft abgerundet und von der angenehmsten Weichheit. Ihre Augen konnte Clive nicht sehen, da sie dieselben zu den Dienerinnen niedergesenkt. Jetzt aber, durch ein Geräusch, das er machte, aufmerksam geworden, schlug sie dieselben auf und es traf ihn ein langer, so tief fragender Blick, daß es ihm seltsam ums Herz wurde. Nichts Forschendes lag in diesem Blick,

nichts Musterndes, nein, es war ein Blick in die Zukunft, eine Frage an irgend ein unbekanntes Sein. Clive hatte nur eine dunkle Empfindung von dem, was dieser Blick bedeuten könne, aber er fühlte trotzdem die Wahrheit: sie sah den Mann, der sie vor dem sichern Tode gerettet, ohne den sie jetzt eine Leiche gewesen wäre, und sie las in ihm und in sich selbst, welchen Einfluß er auf ihr Leben ausüben würde und welchen sie vielleicht auf ihn. Und noch etwas lag in diesem tiefen Blick der dunklen Augen, etwas, womit wir ein überirdisches Wesen, einen Engel anblicken würden, der uns erschienen ist und jeden Augenblick wieder verschwinden kann, dessen Bild wir aber mit allem Durst der Innigkeit in uns aufnehmen möchten.

Sie berührte das Haupt einer der Dienerinnen und sprach einige leise Worte. Darauf erhoben sich alle schnell und verneigten sich tief vor Clive. Sie selbst blieb in ihrer Stellung. Eine der Dienerinnen legte ihr einen rothbraunen Shawl um die Schultern.

Ihr Blick verließ Clive nicht, während er näher trat. Erst als er ganz nahe war, senkte sie Augen und Kopf, legte die rechte Hand auf das Herz und sagte leise in französischer Sprache:

„Ich danke Deinem Gott und meinen Göttern, daß ich, die ich Vater und Mutter verloren habe, denjenigen

von Angesicht zu Angesicht sehen darf, der mir zum zweiten Male das Leben gegeben hat."

Clive hatte während der Ueberfahrt und während seines Aufenthalts in Madras sich mit dem Studium der französischen und indischen Sprache beschäftigt, da beide für einen längern Aufenthalt in Madras unentbehrlich waren. So verstand er denn das Französische vollkommen, wenn er es auch nicht eben geläufig sprach. Er setzte sich auf einen kleinen, aus feinem Rohr geflochtenen Schemel, den eine Dienerin neben das Ruhebett gestellt, und sagte herzlich:

„Nehmen Sie das, was ich gethan, nicht zu hoch auf. Es war ein Dienst, den Ihnen Jeder geleistet hätte, und ich freue mich, daß Sie sich wieder wohl fühlen. Sie sind hier in einem guten Hause. Doch da Sie, wie ich gehört, keine Verwandten in Madras haben, wohin werden Sie sich wenden, wenn Sie ganz hergestellt sind?"

Sie blickte auf. Ein wunderbares Auge! Tief blauschwarz, groß, selbst das Weiß zart bläulich gefärbt, wie nordischer Frühlingshimmel im Duft des Morgens, so weich, so sanft und eindringend der Blick und so voll innerer verhaltener Glut — es lag etwas Fremdes, Beunruhigendes für Clive in diesem Auge, und doch fühlte er die Schönheit und die Macht desselben.

„Sorgt Gott nicht für alle?“ antwortete sie mit einem sanften, fast traurigen Lächeln. „Er wird mich nicht verlassen, da er mir Sie als Retter gesandt hat.“

Es war weniger der Sinn dieser Worte als der Mund, der sie sprach, der Clive etwas verlegen machte, dieser zarte und doch schwellende Mund vom tiefsten Roth, aus dem die kleinen und weißen, nicht nach indischer Sitte gefärbten Zähne kaum sichtbar und doch so hell hervorblickten.

„Ich bin ein armer Schreiber“, sagte er, „und kann wenig für Sie thun.“

„Sie haben mehr für mich gethan, als ich Ihnen in meinem ganzen Leben danken kann“, antwortete sie und mit schneller, aber anmuthiger Bewegung nahm sie seine Hand, führte sie an ihre Lippen und küßte sie kurz, aber fest und innig. „Das Geschenk, das Sie mir gemacht, ist zu groß, als daß ich noch ein größeres von Ihnen annehmen könnte. Ich, ich für mein Theil muß daran denken, Ihnen zu lohnen. Ich wünschte, ich könnte es bald! Mein ganzes Leben gehört Ihnen, Ihnen allein.“

„Ich bitte Sie in der That, nicht so viel Gewicht auf eine Kleinigkeit zu legen, die sich ja von selbst verstand“, sagte Clive noch verwirrter. „Aber sagen Sie mir, wie kamen Sie bei dem furchtbaren Wetter auf den Gedanken, die Küste erreichen zu wollen?“

„Ich bin aus Pondichery entflohen“, antwortete sie. „Weshalb und wie, das erzähle ich Ihnen, wenn ich Sie wiedersehe und Sie es hören wollen. Ich beabsichtigte, irgend eine englische Colonie zu erreichen. Madras war die nächste. Das Schiff, mit dem ich gekommen — ein portugiesisches — legte nur kurze Zeit auf der Rhede an. Eine Schelinge war zu uns gekommen, deren Führer den Schiffsleuten Früchte und Wasser anboten. Sie verspäteten sich, und da sie zurückkehren mußten, so ließen sie sich durch den Sturm nicht abhalten und wollten es versuchen, das Ufer zu erreichen. Nach wenigen Minuten schon stürzte eine Welle über die Schelinge, füllte sie mit Wasser und riß mich fort. Entschlossen, nicht zu sterben, suchte ich den Kopf so lange als möglich über dem Wasser zu halten. Aber ich wurde bald bewußtlos. Als ich wieder begann, etwas von mir selbst zu wissen, fühlte ich, daß ein Arm mich fest und doch sanft umschlungen hielt und daß ich von irgend Jemand getragen wurde. Es war eine unnennbar süße Empfindung für mich — ich glaubte, es sei der milde Gott des Todes, der mich in sein Reich trage. Aber mich bewegen, sprechen, die Augen öffnen konnte ich nicht. Ich glaubte, so sei der Tod, und fand ihn himmlisch schön. Indessen ich bin wieder erwacht, und da wir den Göttern für Alles

danken müssen, aufrichtig danken, für den Tod und das Leben, so freue ich mich, daß ich die Sonne, Erde, Meer und Himmel wiedersehen kann. Sie aber sind die Hand, die der gute Gott ausgestreckt, mich zu retten, für mich der Gott selbst. Wie nennen Sie die Menschen?"

Clive, durch diese ungewöhnliche Sprache, durch diese Anbetung, in der nichts erkünstelt war, und zugleich durch ihre Schönheit, so ganz anders als diejenige Miß Ellen's und doch kaum geringer, in hohem Grade verwirrt, nannte ihr seinen Namen, den sie mehrmals, ihn immer anschauend, vor sich hinflüsterte, und wiederholte, daß er ein armer Schreiber, ein Nichts sei. Das Letztere schien sie nicht zu hören.

Plötzlich wurde sie bleich; ihre beiden Händen griffen nach Clive's Hand und preßten sie stark und innig.

„Ich bin noch krank", flüsterte sie. „Auf Wiedersehen, mein Herr und Gebieter meines Lebens! Entziehe mir nicht Dein Angesicht und denke mein!"

Clive verließ, während die Dienerinnen auf die Kranke zueilten, das Zimmer mit schwankenden Schritten und fast betäubt.

Wie seltsam sich das Leben fügte! Drüben im Zimmer saß ein Mädchen, das er für das schönste ihres Geschlechts hielt; schon der Gedanke an die Möglichkeit

ihres Besitzes ließ ihn schwindeln. Aber er wußte, daß sie sich nicht um ihn kümmere. Und dort in dem Frauengemach war eine Andere, nicht weniger schön — er begriff jetzt Barny's Lobrede auf die Frauen von Hindostan! — für die er plötzlich Alles geworden, wie er für jene Andere nichts war, die ihn als ihren Gott anbetete, während jene in ihm nichts sah als den unbedeutenden, aussichtslosen Schreiber! Und doch zitterte sein Herz bei dem Gedanken an die englische Schönheit, während ein eigenthümlich fremdartiges Gefühl, nicht gerade Kälte oder Abneigung, aber doch etwas Widerstrebendes ihn ergriff, wenn er an das Hindumädchen dachte. Er erinnerte sich, wie Miß Ellen zuerst seinen Namen stockend ausgesprochen, und verglich damit, wie das Hindumädchen ihn in stiller Verehrung vor sich hingeflüstert und ihn sich eingeprägt.

„Sie soll ihn kennen und behalten lernen, meinen Namen!" flüsterte er vor sich hin und seine Lippen preßten sich auf einander. Er dachte an Miß Ellen.

Drüben im Zimmer berichtete er kurz das Wenige, was ihm die Fremde über sich mitgetheilt, und da alle müde und abgespannt waren, so verließen Barny, Oldborough und Clive das Haus des Baronets. Es verstand sich heute von selbst, daß Clive von dem Vater und der Tochter dringend aufgefordert wurde, das Ver-

säumte nachzuholen und sich so oft als möglich in dem Landhause einzufinden.

Clive ging schweigend neben der Sänfte, welche den Director durch die jetzt ruhige Nacht den Hügel hinabtrug.

„Ist sie nicht schön?“ fragte Barny, als er mit dem Kapitän von Clive sich trennte.

„Wer?“ fragte Clive zerstreut.

„Nehmen Sie's mir nicht übel, aber Sie sind ein Narr, Mr. Clive!“ rief Barny lachend, und Jeder ging seines Weges.

Viertes Kapitel.

Adora.

Die ersten scharfen Schüsse, die ersten Kugeln, die er sausen hörte! Wie klopfte Clive's Herz so unruhig und ungestüm, als er hinter einer Brustwehr auf dem südlichen Theil des Forts St.-Georg stand, ein altes Fernrohr am Auge, das er sich von einem Trödler geliehen, und hinüberblickte nach der so eben erst aufgerichteten Batterie der Franzosen!

Die Vermuthung des Baronets war in Erfüllung gegangen. Die Franzosen, damals im Kriege mit England, als Bundesgenossen verschiedener Parteien im österreichischen Erbfolgekrieg, der in Europa wüthete, hatten beschlossen, die Gelegenheit zu benutzen, die Engländer aus Indien zu vertreiben. Sie fürchteten den aufstrebenden Handelsgeist dieser Nation und wollten die Versuche derselben, sich in Indien feste und unab-

hängige Besitzungen statt harmloser kaufmännischer Factoreien zu verschaffen, im Keime ersticken. De la Bourdonnais, Statthalter der französischen Insel Mauritius, war mit einem kleinen, aber für die Verhältnisse Indiens bedeutenden Geschwader an der Küste von Koromandel erschienen, um Madras zu nehmen, damals der Hauptplatz der englisch-ostindischen Compagnie.

Am 14. September 1746 zeigte sich die feindliche Flotte auf der Rhede von Madras und sogleich begann de la Bourdonnais die Ausschiffung eines Theils seiner Landungstruppen. Er kannte die Schwäche der englischen Besatzung und vermuthete, daß eine Ueberrumpelung ihm Madras bald genug in die Hände liefern werde. In der That war die Bestürzung in Madras so groß, daß man nicht einmal den Versuch machte, die Landung zu hindern. Zwar zeigte sich Major Lawrence, der Befehlshaber der Truppen, zum Widerstand entschlossen, aber die Kaufleute suchten einen Kampf zu verhindern, der mit der Plünderung ihrer Magazine enden konnte. Sie hofften durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, bis die erwartete englische Flotte eingetroffen sei; sie glaubten selbst, de la Bourdonnais davon überzeugen zu können, daß ihre Stadt auf dem Gebiete des Großmoguls liege und deshalb nicht angegriffen werden dürfe.

Lawrence spottete allerdings über diese Hoffnungen, wollte jedoch den Kampf auf eigene Hand nicht wagen, da seine Truppen gering und wenig an den Krieg gewöhnt waren. Hätte er den Franzosen unter den Mauern der Stadt ein Treffen geliefert und wären im Falle eines unglücklichen Ausgangs desselben die Franzosen mit stürmender Hand in Madras eingedrungen, so hätte nichts die Bewohner vor der Plünderung und Gewaltthaten aller Art gerettet. Er fügte sich also grollend in seine erzwungene Unthätigkeit.

Für Clive aber war dieser Angriff eine freudenvolle Unterbrechung in dem fortdauernden Einerlei seines Lebens. Die Arbeit auf den Comptoiren hörte natürlich auf. Alles war in wildester Verwirrung und Aufregung. Die Kaufleute retteten ihre Familien und ihre Habe in das Fort; die Bewohner der sogenannten schwarzen Stadt, die nur von einem Graben umschlossen war, blieben sich natürlich selbst überlassen. Die engen Räume innerhalb des Forts, die schmalen Straßen wimmelten jetzt von Menschen und Thieren. Denn die weiße Stadt, eingeengt durch die Bastionen, welche das innere Hauptfort umschlossen, war nur klein und hatte sich nicht über die Befestigungen ausdehnen könneu. Deshalb wohnten der Bequemlichkeit und der freien Luft wegen fast alle Kaufleute auf den grünenden

Hügeln westlich von der Stadt in ihren hellschimmernden, schmucken Landhäusern.

Clive hatte seit der Landung der Franzosen seine Wohnung kaum mehr betreten, kaum geschlafen, kaum gegessen. Er fürchtete, auch die geringste Kleinigkeit von dem, was ihn in so hohem Grade interessirte, zu verlieren. Sein Lieblingsplatz war die äußere Südbastion des Forts, zu der er Zutritt erhalten, weil Kapitän Oldborough sich für ihn verbürgt. Dort stand er stundenlang, jede Bewegung der Franzosen beobachtend, und verließ seinen Standpunkt nur, um sich hinauszuschleichen auf die südlichen Hügel und von dort aus, in steter Gefahr, gefangen zu werden, diejenigen Bewegungen des Feindes zu erspähen, die er wegen der Unebenheit des Terrains von der Bastion aus nicht verfolgen konnte. Mehrmals hatte er verschiedenen Offizieren seine Dienste als Freiwilliger angeboten; sie waren indessen nicht angenommen worden, da man ihrer nicht bedurfte. Denn man wollte nicht kämpfen.

De la Bourdonnais nahm am 15. September seine ersten Positionen, im Süden der Stadt, bei einer großen Pagode, errichtete auch auf einem ins Meer vorspringenden Hügel eine Mörserbatterie, von der aus er sowohl die Stadt bestreichen als seine Schiffe decken konnte. Zugleich wurde unmittelbar am Meeresstrande

ein kleines Lager errichtet und befestigt, welches die Kriegsmunition, die von den Schiffen herbeigeführt wurde, aufnehmen sollte.

Der Erste, der sich zu dem Führer der Franzosen begab, um Unterhandlungen mit ihm zu versuchen, war Mr. Barnaval, zwar ein Engländer, aber Schwiegersohn Dupleix', des Statthalters von Pondichery. Er erlangte jedoch nichts als die Erlaubniß für seine und des Statthalters Frau, die Stadt verlassen zu dürfen, eine Erlaubniß, die sie natürlich nicht annahmen. Bald darauf fielen aus der Batterie am Meere einige Bomben in die Stadt, denen einige Kugeln aus einer andern mehr landwärts angelegten Batterie folgten. Das waren die ersten Kugeln, die Clive fliegen hörte, und nahe genug, denn sie waren gegen die Südbastion gerichtet, auf der er sich befand.

Eine eigenthümliche Musik, so angenehm, so aufregend! Bei der klaren Luft sah er deutlich, wie der Rauch aus der Batterie aufwirbelte, dann pfiff und sauste, dann krachte es, näher oder ferner. Jetzt schlug eine Kugel dicht neben ihm in das Mauerwerk. Steinsplitter bedeckten ihn, aber er sprang augenblicklich nach der getroffenen Stelle, um zu sehen, ob er die Kugel nicht fände. Die Soldaten, die ihn sahen, nickten sich zu und brummten: „Tüchtiger Junge!“ Sie wußten

freilich nicht, daß diesem „Jungen" das Leben so gleichgültig war wie keinem von ihnen.

Die Batterien schwiegen, zu Clive's großem Bedauern. Die Schüsse hatten wohl nur eine Mahnung für die Stadt sein sollen, sich auf das Kommende vorzubereiten. Da hörte er einen Soldaten zu seinem Nachbar sagen: „Du, es werden hundert Sepoys hinausgeschickt, um sich mit den Franzosen zu messen. Der Major will sehen, wie sie sich schlagen."

Clive, im Innern schon der ganzen Besatzung vom Major Lawrence bis herab zum Trommelschläger grollend, daß sie die Franzosen ungehindert von den besten Positionen Besitz nehmen ließ, sprang sogleich von der Bastion, um sich zu erkundigen, wo der Ausfall gemacht werden solle. Die Offiziere thaten jedoch, als wüßten sie nichts. Clive vermuthete also, man halte die Sache geheim, da ja ein offener Kampf vermieden werden solle. Als er aber zum Königsthor gelangte und dort kleine Abtheilungen Sepoys bemerkte, die mit der Muskete im Arm scheinbar ohne bestimmten Zweck über die Brücke gingen, errieth er, daß er die zum Gefecht bestimmte Abtheilung vor sich sehe, und schloß sich ihr an.

Die Sepoys schlugen die Richtung nach Norden ein und gingen um die Stadt herum. Auf jener Seite

standen noch keine Franzosen; aber Clive vermuthete ganz richtig, daß die Sepoys die französische Stellung umgehen und in der Flanke oder gar im Rücken angreifen sollten. Auch hätten sie, wären sie nach Süden oder Westen gegangen, einen ziemlich breiten Ausläufer des Flusses Mataron passiren müssen, was die Franzosen gewiß bemerkt hätten.

Die Sepoys blieben ziemlich munter, solange sie sich in der Nähe der Stadt befanden. Als aber die Gegend einsamer wurde, schritten sie langsamer und mit bedenklichen Mienen dahin. Die Gegend war ganz still. Nicht einmal ein Eingeborener zeigte sich. So umkreisten sie, unregelmäßig und in kleinen Trupps marschirend, in weiten Bogen die jetzt verlassenen und zum Theil vielleicht schon von den Franzosen besetzten Landhäuser der Kaufleute. Das Terrain war bergig, zum Theil felsig. Schlanke Palmen bildeten hier den einzigen Baumschmuck. Niedriges Gesträuch zog sich zwischen ihnen hin. Clive war, als er hier zum ersten Male wanderte, lebhaft an seine Heimat, an die Kiefern und das Wacholdergesträuch erinnert worden, nur daß die Kiefern Palmen und der Wacholder prächtig blühendes indisches Gesträuch war, dessen Namen er kaum kannte.

Jetzt tauchte links das unermeßliche blaue Meer

zwischen den Erdhügeln und den Palmenkronen auf. Noch hundert Schritte und sie sahen die Franzosen unter sich. Clive, der bisher weit hinten geblieben, trat jetzt zu einem der Offiziere und fragte ihn, ob er, im Falle einer der Sepoys kampfunfähig werde, dessen Muskete und Munition nehmen dürfe.

Der Offizier sah ihn zuerst verwundert an und lachte dann leicht vor sich hin.

„Meinetwegen", antwortete er. „Sie werden die Auswahl unter mehreren Musketen haben und wären es auch nur weggeworfene. Ich fürchte, eine Menge von den Burschen wird beim ersten Schuß davonlaufen."

„So muß man sie mit dem Degen in der Faust zum Stehen zwingen!" rief Clive, und seine Augen funkelten.

„Werden's versuchen!" antwortete der Offizier lakonisch. „Sind Sie nicht der Schreiber von der Südbastion?"

„Ich halte mich jetzt viel dort auf", erwiderte Clive, zufrieden damit, die erbetene Erlaubniß empfangen zu haben, und seine ganze Aufmerksamkeit auf die Franzosen richtend.

Es sollte kein offener Angriff versucht, sondern nur irgend ein kleines Detachement beunruhigt und, sobald

sich ein ernsterer Kampf entspann, der Rückzug nach der Stadt angetreten werden. Vorsichtig und gebückt schlichen die Sepoys dahin. Es schien jedoch, als wolle keiner der erste sein. Die Offiziere gingen also voran, ihr Pistol in der einen, den Degen in der andern Hand.

Plötzlich bemerkte Clive, daß einer der Sepoys, ohne Zweifel absichtlich, über einen Stein stolperte und sich niederfallen ließ. Er ging zu ihm. Der Sepoy winselte und hielt sich das Bein, als sei es gebrochen.

„Steh auf, Du Lump!" rief Clive, jetzt der Hindusprache vollkommen mächtig. „Denkst Du, ich hätte nicht gesehen, daß Du absichtlich fielst?"

„O Herr, mein Bein ist gebrochen", jammerte der Sepoy. „Ich bin ein elender Mensch für mein ganzes Leben. O diese Franken!"

„Die Franken haben nichts mit Deinem Bein zu thun. Aber Du bist ein elender Kerl, ja. Gib mir Deine Patrontasche!"

Er hatte ihm die Muskete schon abgenommen. Der Sepoy, höchst zufrieden damit, sich der gefährlichen Waffen entledigen zu können, reichte ihm hastig die Tasche. Clive warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Geladen?" fragte er.

„Leider ja!" antwortete der Sepoy ängstlich. „Nehmen Sie sich in Acht!"

Clive lachte kurz und folgte den andern Soldaten. Er errieth, daß der Kampf mit solchen Truppen kein sehr ehrenvoller sein werde.

Sie waren jetzt zu den niedrigen Hügeln gelangt, die das Meer begrenzen. Noch hatten die Franzosen sie nicht bemerkt. Bei der Pagode, neben dem Lager, vielleicht fünfhundert Schritt von letzterem entfernt, campirte eine kleine Truppenabtheilung, die wahrscheinlich zur Bewachung des Lagers nach dieser Seite hin diente. Es schien nicht besonders gefährlich, die schwache, kaum fünfzig Mann starke Abtheilung zu überfallen. Hinter ihnen nach der Stadt zu sah Clive eine Menge Soldaten an der Errichtung verschiedener Batterien arbeiten.

Der Angriff bot nur einen Uebelstand — es war, ehe man die Franzosen erreichen konnte, ein Raum von mehreren hundert Schritten freies und ebenes Feld zu durchmessen, sodaß die Franzosen die Sepoys bemerken mußten, noch ehe die letztern zum Schuß kamen. Auch befanden sich einige Häuser in der Nähe der Franzosen, hinter denen sie gute Deckung finden konnten. Indessen vorwärts mußte gegangen werden. Einer der Offiziere, Lieutenant Fitzroy, übernahm das Commando und befahl im Sturmschritt gegen die Franzosen vorzurücken. Vorher hatten die andern Offiziere die Sepoys zu

ordnen gesucht. Es war jedoch nur zum Theil möglich gewesen. Ungefähr ein Drittel hielt sich auf beiden Seiten zerstreut, natürlich, um zurückzubleiben oder zu fliehen, sobald die blauen Bohnen zu summen anfingen.

Kaum gewahrten die Franzosen die anstürmende Compagnie, als sie mit lebhaftem Geschrei aufsprangen und zu ihren Waffen griffen. Eine Anzahl von ihnen rannte nach den Häusern und es schien überhaupt, als wollten sie fliehen. Dadurch kam ein plötzlicher Muth über die Sepoys und sie brachen in ein lautes höhnendes Triumphgeschrei aus.

Die Sache änderte sich jedoch augenblicklich, als aus den Reihen der Franzosen zwei Schüsse fielen, die offenbar aus sehr gut gearbeiteten und weittragenden Gewehren kamen und so sicher gezielt waren, daß zwei von den Sepoys ohne einen Laut zu Boden stürzten. Jetzt stockte der ganze Zug. Die Mehrzahl wollte Kehrt machen und verwundete dabei mit den Bajonetten ihrer Musketen, die sie noch zur Attake gefaßt hielten, ihre Hintermänner. Die Verwirrung war eine große; die Offiziere zeterten, drohten mit den Degen. Endlich, als die Schüsse sich nicht wiederholten, kam wieder etwas Ordnung in die Schaar. Inzwischen aber waren die Franzosen verschwunden, nicht etwa

um dem Kampfe auszuweichen, sondern um ihn in aller Sicherheit hinter den Mauern der kleinen Häuser, zwischen denen sie campirt, zu erwarten.

Das war nun, wie die Offiziere sich zuriefen, ein bedenklicher Fall. Sie hatten gar nicht die Absicht, die Franzosen aus jenen Häusern zu vertreiben, und hätten sie dieselbe gehabt, so wäre es ihnen gar nicht möglich gewesen, da die Sepoys ohne Zweifel geflohen wären, sobald noch einige von ihnen durch sichere Schüsse aus den Häusern getödtet oder verwundet worden. Die Offiziere thaten also ganz recht, als sie den Zug links abschwenken und sich hinter einigen Sträuchern und Bäumen neu formiren ließen. Dieses Gebüsch befand sich ungefähr auf Flintenschußweite von dem einen Hause entfernt und es konnte von hier aus der Versuch gemacht werden, einige Franzosen durch sichere Schüsse zu tödten, also zu gleicher Zeit zu erfahren, ob die Sepoys zu zielen verstanden.

Kaum war auch dem ersten Glied der Befehl gegeben, auf das Haus zu feuern, als sämmtliche Sepoys, die sich hier wieder sehr sicher fühlten, ihre Gewehre erhoben, auf das Haus abschossen und dann mit weitgeöffneten Augen dastanden, um die Wirkung ihres furchtbaren Angriffs zu beobachten. Die Mehrzahl von ihnen war offenbar ganz erschrocken über den Lärm,

den die Salve gemacht hatte. Die Wirkung war jedoch eine ganz andere, als die Sepoys erwartet. Die Franzosen, vollkommen im Stande, Alles zu überschauen, was die Sepoys thaten, glaubten die Pause, welche durch das Laden oder Nichtladen entstand, benutzen zu müssen und brachen in einer langen Plänklerkette aus sämmtlichen Häusern hervor. Vergebens commandirten die englischen Offiziere zum Laden. Nur wenige folgten dem Befehl. Die Mehrzahl retirirte, um sich vorher hinter einem Strauch oder Baum zu sichern, ehe sie ihre Muskete wieder schußfertig machten.

Daß der etwas zweifelhafte Muth der Franzosen durch diese Verwirrung der Sepoys bedeutend gehoben werden würde, war vorauszusehen. Sie griffen mit solchem Ungestüm an, daß auch die englischen Offiziere es für gerathen hielten, den Befehl zum Rückzug zu geben, um so mehr, da eine Abtheilung Truppen sich vom Lager her zur Unterstützung des Vorposten-Detachements näherte. Die Franzosen verfolgten die Sepoys, die mit aller Hast landeinwärts flohen, heftig und energisch. Ein Dutzend Sepoys jedoch hatte Muth und Ehrgefühl genug, das Feld nicht verlassen zu wollen, ohne wenigstens einige Schüsse mit den Franzosen gewechselt zu haben. Diese Schaar, der sich auch die Offiziere und Clive angeschlossen hatten, benutzte eine

günstige Anhöhe, um sich einem Trupp Franzosen entgegenzustellen und ihn mit einem ruhigen Musketenfeuer zu empfangen.

Hier war es, wo Clive zum ersten Male sein Gewehr auf einen Menschen richtete und wo er das Blei, das er der Waffe entsandte, einschlagen sah in eine menschliche Brust. Es ließ ihn fast kalt. Die Aufregung des Kampfes, der Gedanke, daß im nächsten Augenblick auch ihn eine Kugel treffen könne, ließ ihn das seltsame Gefühl, das ihn durchrieselte, als er seinen Gegner stürzen sah, bald vergessen. Im Gegentheil, er empfand eine grausige Freude bei dem Bewußtsein, daß er inmitten des Kampfes kalt und ruhig bleiben könne, daß seine Nerven stark genug seien, auch bei der ersten Waffenthat nicht erschüttert zu werden. Seine sonst bleichen Wangen glühten, seine Augen glänzten. Er fühlte, daß er in seinem Element sei; mehr noch, er fühlte, daß er solche Augenblicke mit klarem Blick beherrschen könne, und daß er also dazu geboren sei, nicht nur als ein Werkzeug zu gehorchen, sondern die Ereignisse zu leiten, ein Führer zu sein.

Mit diesem letzten Widerstande der kleinen Schaar endete das Gefecht. Drei Viertel der Sepoys hatten ihre Musketen weggeworfen und den Weg nach dem Innern des Landes eingeschlagen. Nur ungefähr drei=

ßig Mann zogen sich unter der Führung der Offiziere zuerst schneller, dann langsamer und auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, nach der Stadt zurück. Das Experiment war mißglückt. Die Sepoys hatten sich als vollkommen unzuverlässig erwiesen.

Clive, dessen Geistesgegenwart und Muth von den Offizieren bereitwillig anerkannt wurde, war bei der Rückkehr fast auf einen vertraulichen Fuß mit den Söhnen des Mars gelangt. Sie fragten ihn, weshalb er nicht Soldat geworden. Es stellte sich aber freilich im Laufe des Gesprächs heraus, daß dies unmöglich sei. Als gemeiner Soldat einzutreten, das Leben, die Kost, die Gewohnheiten dieser aus aller Herren Ländern zusammengepreßten Söldner zu theilen, unter der Fuchtel zu stehen, durch die sie allein in Raison gehalten werden konnten, das ging nicht an. Und Aussicht auf Beförderung war nicht vorhanden, wenn nicht ein ernster Kampf die Reihen der Offiziere lichtete, unter denen sich schon mehrere überzählige befanden. Denn ähnlich wie Oldborough hatten sich manche jüngere Söhne angesehener Familien nach Indien begeben, um dort Offizierstellen im Dienste der Compagnie anzunehmen, weil sie hofften, sich nebenbei bereichern oder Töchter von Millionären heirathen zu können. Und wäre selbst dieser Uebelstand nicht gewesen, wovon hätte Clive als

Offizier leben sollen? Der Sold war ein geringer, der Aufwand, den er seinem Stande gemäß hätte machen müssen, ein bedeutender. Genug, es ließ sich nicht thun, und Clive trennte sich traurig genug von den Offizieren, um seine elende Wohnung früher, als er sonst that, aufzusuchen.

Am andern Morgen in aller Frühe war er jedoch wieder auf der Südbastion. Es hatte sich das Gerücht unter den Soldaten verbreitet, daß er am vergangenen Tage muthig an dem Gefechte Theil genommen, und er wurde viel befragt und mit einer gewissen kameradschaftlichen Achtung behandelt. Wohl fühlte Clive, daß hier eigentlich sein Posten sei, aber dieser Gedanke stimmte ihn nur um so düsterer, da er keine Möglichkeit zur Verwirklichung desselben sah.

Die Franzosen breiteten sich mehr und mehr im Süden und Westen der Stadt aus und errichteten auf allen geeigneten Plätzen kleinere und größere Batterien. Zwei der angesehensten Männer waren zu de la Bourdonnais gegangen, aber bald genug verbreitete sich die Nachricht, daß ihre Bemühungen, den französischen Commandeur von einer Beschießung der Stadt abzuhalten, vergeblich gewesen sei. Ihren Einwand, Madras liege auf dem Gebiet des Moguls, hatte er sogleich mit der Erinnerung an die Thatsache, daß die

Compagnie das betreffende Gebiet vom Mogul als Eigenthum erworben, auf dem sie souverän sei, zurückgewiesen. Auch ihre Anfrage, welche Summe er der Stadt als Contribution auferlegen wolle, war ausweichend beantwortet worden. Er wolle die französische Flagge auf dem Fort von Madras aufpflanzen oder sein Leben daselbst lassen, hatte de la Bourdonnais geantwortet. Dagegen hatte er sich zu billigen Bedingungen bereit erklärt, falls man ihm die Stadt übergebe; er wolle sie ihnen gegen ein Lösegeld zurückgeben und dieses Lösegeld solle ein sehr mäßiges sein.

Da nun die französischen Batterien, von Clive sorgsamer als von irgend einem Militär beobachtet, von früh bis abends spielten und die Einwohner stets in Angst hielten, so erklärte sich die Stimmung bald genug für die Uebergabe. Allerdings sprach man von der bevorstehenden Ankunft einer englischen Flotte, es hieß auch, der Nabob von Arcot wolle der Stadt mit zehn- oder fünfzehntausend Mann zu Hülfe kommen. Aber ehe diese erwünschten Ereignisse eintraten, konnte die Stadt eingeäschert und der Wildheit der französischen Truppen überlassen sein. Unter den letztern sollten sich auch Kaffern befinden, und vor diesen hatten namentlich die Frauen eine tödtliche Angst, da diese Halbwilden im Rufe der scheußlichsten Brutalität stan-

den. Genug, es wurde endlich eine Capitulation geschlossen, welche Madras unter bestimmten Bedingungen, unter denen die spätere Einlösung der Freiheit gegen eine zu bestimmende Summe obenan stand, den Franzosen überließ. Am 21. September erschien de la Bourdonnais vor der Zugbrücke. Der Statthalter, Mr. Morse, überreichte ihm seinen Degen, den ihm der französische Commandeur sofort zurückgab, die französischen Truppen nahmen Besitz von der Stadt und die französischen Schiffe entfernten sich von der Rhede, von welcher aus sie das Bombardement der Stadt lebhaft unterstützt hatten.

Clive gehörte zu denen, welche Zeuge des Auftritts an der Zugbrücke waren. Mit zusammengepreßten Lippen sah er Englands Vertreter vor dem französischen Feldherrn sich beugen. Wäre es nach seinem und nach dem Sinne vieler Soldaten gegangen, so wären die Franzosen noch in der Stadt von Flintenschüssen empfangen worden. Aber Major Lawrence, sich in das Unvermeidliche fügend, hatte strenge Befehle gegeben. Die Besatzung war kriegsgefangen und mußte ihr Loos ertragen. De la Bourdonnais ließ die Frauen, die sich in die Kapuzinerkirche geflüchtet hatten, beruhigen, und in der That hielten die französischen Offiziere so gute Mannszucht, als dies unter den obwaltenden Verhältnissen nur möglich war.

Als die Uebergabe geschehen, ging Clive, der bis dahin kaum einige Stunden geschlafen, aus Besorgniß, er könne einen entstehenden Kampf versäumen, nach Hause, legte sich auf sein Bett und schlief viele, viele Stunden lang. Dann stand er auf und durchschlenderte verdrießlich die jetzt französische Stadt. Es ärgerte ihn, daß ihr Aussehen fast so heiter war wie in den frühern Zeiten. Er fühlte die Schmach der Niederlage so tief, daß ihm zuweilen die Schamröthe in die Wangen stieg, wenn er französische Soldaten lachend und singend vorbeiziehen sah. Er begriff es nicht, wie man sich unter einen Gegner beugen könne, ohne mit ihm auf Tod und Leben gerungen zu haben.

Allmälig kehrte ihm die Erinnerung an seine eigene Existenz, die ihm in den letzten acht Tagen ganz verschwunden, ins Bewußtsein zurück und er begann wieder über seine Beziehungen zu denjenigen, die er kannte, nachzudenken. Seine Schritte hatten ihn zufällig zu dem Landhause des Baronets Birdenhall geführt. Er sah, daß es bewohnt war, er hörte aus den offenen Fenstern lautes Gespräch und Lachen. Die Conversation wurde französisch geführt. Also hatten wahrscheinlich die galanten, leichtlebigen Offiziere der Franzosen Zutritt zu dem Hause des Baronets gefunden. Nichts schien dem jungen Manne, der jetzt schon etwas

mehr vom Leben kannte, wahrscheinlicher. Sollte er hineingehen? Nein; er ging weiter.

Er hätte hineingehen können, wenn er gewollt. Das Haus des Baronets war ihm seit jenem Abend geöffnet gewesen. Freilich hatte Clive nur selten von der Erlaubniß Gebrauch gemacht. Er fühlte, daß seine ganze Stellung nicht dazu angethan sei, als ein Freund dieser Familie aufzutreten; er sagte sich, daß er nur geduldet sei, geduldet wie ein häßlicher Hund, der zufällig ein Kind der Familie gerettet. Miß Ellen war stets freundlich gegen ihn gewesen, ohne sich jedoch viel um ihn zu bekümmern. Daß sie seine stille Huldigung sah und verstand, daran zweifelte er nicht. Was sie darüber dachte, war ihm ebenfalls klar: sie bemitleidete ihn in ihrem Innern, wenn sie ihn nicht gar verspottete. Wie oft hatte er sich geschworen, keinen Fuß mehr über diese Schwelle zu setzen. Und doch, wenn das Vierteljahr kam und ihm sein Schreiberlohn ausgezahlt wurde, wenn es ihm möglich geworden, seinen Anzug so weit zu erneuern, um nur halbwegs respectabel in einer solchen Familie zu erscheinen, zog es ihn immer wieder nach dem luftigen Landhause auf dem schönen Hügel. Er brachte dann einige Abende dort zu, meist in einer Ecke sitzend und zu Miß Ellen hinüberblickend. Dann, wenn sein Herz sich ingrimmig

gegen seine unbeachtete Stellung auflehnte, verschwand er, bis die Sehnsucht ihn von neuem unwiderstehlich ergriff und zu ihr trieb.

Und was war inzwischen aus dem Hindumädchen geworden?

Sie hatte einige Wochen in der Wohnung des Baronets krank gelegen. Während dieser Zeit hatte Clive sie nicht besucht. Seltsam genug, obwohl er stets mit eigenthümlichem Interesse an sie dachte, fühlte er doch kein Verlangen danach. Er fürchtete sich fast vor einem Wiedersehen, da ihm das erste Zusammentreffen zu stürmisch erschienen. Zu jung und unverdorben, um aus der Dankbarkeit des Mädchens einen Vortheil für sich selbst ziehen zu wollen, und mit der Liebe für Ellen Birdenhall im Herzen, ängstigte er sich davor, eine Neigung zu erwecken, die er nicht erwidern konnte. Er schob deshalb auch später, als Adora — so hatte sie sich genannt — genesen war, seinen Besuch bei ihr auf, bis Ellen ihn neckte und sagte, er müsse sich doch entsetzlich vor dem Verlieben in seinen Schützling fürchten, da er nicht einmal wage, zu ihr zu gehen. Daraufhin machte ihr Clive seinen zweiten Besuch.

Er fand sie sitzend, mit einem Buche beschäftigt. Als er eintrat, erkannte sie ihn sogleich, erhob sich und trat ihm, die Hände als Zeichen der Ehrerbietung über

der Brust kreuzend, einen Schritt entgegen. Sie sah etwas trauriger aus als das erste Mal, nicht ganz so unbefangen. Aus ihren prachtvollen großen und sanften Augen blickte jedoch dieselbe stille, demüthige Verehrung wie am ersten Abend.

Clive fühlte wieder etwas von Verwirrung ihr gegenüber, kämpfte sie jedoch nieder und erkundigte sich ruhig nach ihrem Befinden, nach ihren Aussichten. Sie antwortete still und bescheiden, lobte das gastfreundliche Haus, in welchem sie Schutz gefunden, und pries Miß Ellen's Schönheit. Vielleicht entging es ihr nicht, daß Clive's Züge bei der Berührung des letztern Gegenstandes eine lebhafte Theilnahme zeigten.

„Sie ist schön wie ein Traum", sagte Adora, „schön wie eine fremde Blume. Man könnte glauben, sie sei vom Himmel niedergestiegen. Mir ist es auch, als sei sie aus ganz anderm Stoffe gebildet als ich und alle Frauen, die ich kenne. Wir alle stehen tief unter ihr und deshalb, glaube ich, begreifen wir sie auch nicht, ich wenigstens werde sie nie begreifen lernen. Ich fühle hier, wie ich mir menschliches Fühlen nicht anders denken kann" — sie deutete dabei leicht auf ihr Herz — „sie muß anders fühlen, edler, göttlicher, aber auch kälter, wie es mir scheint, und das ist wohl besser, denn

der Edelste ist ja der, welchen keine Leidenschaft mehr bewegt. Er ist dann mehr als ein Mensch."

„Der Mensch kann so wenig ohne Leidenschaften gedacht werden, daß ihr Mangel vielleicht eher eine Armuth als ein Reichthum wäre", sagte Clive. „Die indische Religion sieht freilich die höchste Stufe des Glücks in der vollendeten Ruhe, dem Mangel aller Leidenschaften. Aber diese ist doch nur bei einem Greise denkbar."

„Ich denke wie Sie, oder vielmehr ich fühle so", erwiderte Adora. „Ich beneide deshalb auch die Ruhigen und Kalten nicht. Es mag wohl besser sein, über all den Kämpfen und Unruhen zu stehen, aber ich wüßte nicht, wozu man lebte, wenn man nicht fühlte. Müssen sich doch Luft und Meer bewegen — warum nicht das Menschenherz?"

„Also halten Sie Miß Birdenhall für gefühllos?" fragte Clive.

„Ich sage nur, daß sie anders denkt als ich und wahrscheinlich auch anders fühlt", sagte Adora sanft. „Gewiß ist sie besser als ich, so viel besser, als sie schöner ist."

Clive wäre es nicht möglich gewesen, ein schmeichelndes Compliment für Adora über die Lippen zu bringen, und doch sprach ihre Schönheit laut und unleugbar zu

seinem Herzen. Ihre Stimme war sanfter, melodischer, ausdrucksvoller als die Miß Ellen's, in ihrem Auge lag mehr Tiefe, mehr Innigkeit; er erkannte das, aber neben Ellen verbleichte Alles an ihr; sie war ihm nur der Schatten der Europäerin.

„Sie wollten mir Ihre Geschichte erzählen", begann Clive.

„Wenn Sie es wünschen, ja! Doch wenn Sie noch warten mögen, so möchte ich heute lieber schweigen. Ich bin nicht ganz ruhig. Ich werde Sie doch wiedersehen, oft, recht oft? Sonst müßte ich denken, ich wäre nichts für Sie als ein Scheit Holz, als eine Tonne, die man aus dem Wasser ans Land zieht."

Sie sprach dies lächelnd, aber mit sehr traurigem Ausdruck. Clive fühlte sich beklommen. Wenn er in die letzten Tiefen seiner Seele blickte, so war sie ihm freilich kaum etwas Anderes gewesen, und was sollte sie ihm auch sein? War er deshalb, weil er sie gerettet, auch verpflichtet, sie in sein Herz zu schließen, eine außergewöhnliche Theilnahme für sie zu empfinden? Dennoch kam er sich kalt und herzlos vor, daß er sich solche Fragen überhaupt vorlegte, und es durchzuckte ihn der Gedanke, ob etwa Miß Ellen über ihn so denke wie er über Adora. Zum ersten Male kam ihm eine Ahnung von den räthselhaften Widersprüchen des

Herzens, von seinen Zu- und Abneigungen. Würde er mehr Eindruck auf Miß Ellen machen, wenn er sich stellte, als liebe er Adora? Nein, er war zu ehrlich; er wies den Gedanken zurück.

„Gewiß werden Sie mich wiedersehen", antwortete er, so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß es fast zerstreut klang. „Bleiben Sie hier im Hause oder überhaupt in Madras?"

„Noch einige Tage bleibe ich hier, dann hat mir Mr. Barny ein Asyl angeboten", antwortete Adora, ihm still in die Augen schauend.

Mr. Barny! Das war ihm unangenehm. Es zuckte sein Herz und seine Miene. Der Roué, der Wüstling nahm sich ihrer an!

„Ah, Master Barny", sagte er. „Sie haben ihn kennen gelernt?"

„Ja, hier. Es konnte nirgendwo anders sein; ich habe das Haus noch nicht verlassen. Er kam zu mir, mit Miß Ellen. Ich erzählte ihm nichts von mir, nichts weiter, als daß ich von Pondichery geflohen und daß ich hier keinen Freund, keinen Verwandten besitze. Er war sehr freundlich, sehr artig. O, ich kenne ihn wohl!" fügte sie hinzu, als sie sah, daß Spott und Unmuth in Clive's Miene mit einander kämpften. „Wir Frauen fühlen das, noch ehe wir es sehen. Aber er war in der

That sehr freundlich — er ist keiner von den Schlechten. Er sagte mir, daß er ein Haus in der schwarzen Stadt besitze, in welchem eine Freundin von ihm gewohnt, die gestorben. Er stelle es mir mit den beiden Dienerinnen ganz zur Verfügung und werde mich nur dann besuchen, wenn ich den Wunsch hege, ihn zu sprechen."

Ihre Stimme klang so aufrichtig und vertrauensvoll, daß Clive den bittern Spott, den er auf den Lippen hatte, unterdrückte. Wie konnte er überhaupt eifersüchtig sein auf ein Mädchen, das er nicht liebte! Aber Mr. Barny großmüthig? Nun, er wollte es abwarten. Es war ihm ja auch gleichgültig, was mit der Abenteurerin geschah, deren Retter er durch Zufall geworden.

„Und Sie haben angenommen?" sagte er.

„Ja, ich konnte nicht anders. Das Haus hier ist zu klein, um eine Fremde zu beherbergen. Auch würde es vielleicht für Miß Ellen unbequem sein, mich lange um sich zu dulden. Ich kenne Mr. Barny's Absichten, aber ich weiß auch, daß er nicht unedel handeln wird, wenn er sich getäuscht sieht. Darf ich hoffen, daß mein Freund, dem ich Alles verdanke, mir zuweilen das süße Geschenk seines Angesichts gönnen wird?"

Clive war älter geworden, vertrauter mit den Sitten der Hindus. Diese Unterwürfigkeit der Frauen gegen

die Männer und selbst der Männer gegen die an Rang und Geburt über ihnen Stehenden war ihm nichts Neues mehr. Dennoch schlug der sanfte, tiefe Ton dieser Worte abermals seltsam an sein Herz. Er war so jung, er war nichts, von allen unbeachtet — und hier bot sich ihm ein Herz an, für das Mr. Barny Tausende von Pfunden gegeben hätte! Oder irrte er sich? Nahm er diese huldigende Redeweise, die aus dem Munde des Hindumädchens so sehnsüchtig unterwürfig klang, für mehr auf, als sie wirklich bedeutete? Er war immer der Retter ihres Lebens und sie mußte sich verpflichtet fühlen, ihm zu danken und ihm Ergebenheit zu zeigen, selbst wenn sie dieselbe nicht empfand. Und dennoch — nein, dieses Mädchen log nicht. Ihr Herz war auf ihren Lippen.

„Sobald ich Ihre Wohnung kenne, werde ich Sie gewiß zuweilen besuchen", antwortete er. „Wenn ich nicht selbst in so unbedeutenden Verhältnissen lebte, so würde ich hinzufügen, daß ich mir alle Mühe geben würde, Ihnen eine Stellung zu verschaffen. Aber in meinem Munde würde das lächerlich klingen."

„Ihre Hülfe wird mir nie fehlen, wenn ich derselben bedarf", antwortete Adora. „Das weiß ich. Auch werden Sie nicht immer in solchen Verhältnissen leben. Es wird eine Zeit kommen, in der Sie über alle empor-

ragen, die Sie jetzt umgeben. Sie werden es erzwingen durch Ihr heißes Blut und Ihren kalten Willen. Aber ob Sie dann glücklich sein werden, wenn bis dahin die Unruhe Ihres Herzens sich nicht gelegt hat, das weiß ich nicht."

Sie hatte ihn dabei angeblickt, als ob sie sein Schicksal von seinen Zügen ablese. Clive, obgleich bestürzt, wenn auch nicht unangenehm, versuchte zu lächeln und erhob sich.

„Viele Frauen Ihres Landes stehen im Ruf prophetischer Kunst", sagte er. „Sie sind jedoch nicht unparteiisch genug, um mir mein Schicksal vorherverkünden zu können. Sie stellen mich schon jetzt zu hoch. Lassen Sie ein Jahr vorübergehen und Sie werden sich überzeugen, daß ich zu nichts bestimmt bin, als ein armseliger Schreiber der ostindischen Compagnie zu bleiben."

„Was ist ein Jahr! Und Sie sind noch so jung!" erwiderte sie, während ihre Blicke unabläſſig auf ihm ruhten. „Eines Tages wird ein Gott aus den Wolken Ihnen die Hand reichen, den rechten Pfad zeigen uud Sie zu sich emporziehen. Macht und Ehre werden Sie genug erringen. Es steht auf Ihrer Stirn geschrieben — dort!" — und sie berührte mit ihren Fingern seine Stirn, sodaß es ihn seltsam durchschauerte — „aber ob Sie glücklich sein werden, das kann Niemand lesen. Das Herz ist jedem Auge verschlossen, nicht so der Wille und die Zukunft, welche vom Willen abhängt."

Ein eigenthümliches Wesen, in der That! Ein Hindumädchen nur, und doch, wie glücklich würde es ihn gemacht haben, hätte er Miß Ellen nur einmal so sprechen hören. Sie war ihm nicht gleichgültig, das wußte er jetzt. Aber was empfand er denn für sie? Nichts, was er sich hätte klar machen können. Sie war ihm wie ein schönes, fremdartiges Bild, über dessen Bedeutung man nachsinnt.

„Wir wollen hoffen, daß Sie nicht ganz Unrecht haben und daß mir neben Macht und Ehre das Glück nicht fehlen wird", sagte er. „Jetzt sage ich Ihnen Lebewohl. Beim nächsten Wiedersehen erzählen Sie mir Ihre Geschichte. Ich bin neugierig darauf geworden. Es muß eine große Vergangenheit hinter Ihnen liegen, da Sie trotz Ihrer Jugend so weise sprechen."

Sie erwiderte sein Lächeln durch eine leichte Bewegung ihrer Lippen, die ein Lächeln sein sollte, aber ihm nur glich, wie der kurze Sonnenstrahl, der durch Regenwolken bricht, dem vollen Schein der unverhüllten Sonne.

„Ich bin siebzehn Jahre, alt genug", antwortete sie. „Wir Frauen werden nie weise, aber unser Herz läßt uns oft mehr wissen, als alle Weisheit und Erfahrung uns sagen könnte. Wenn die Männer öfter ihrem Herzen folgten, sie wären vielleicht glücklicher. Freilich nennt man diejenigen Thoren, die es thun. Aber ob

sie nicht gerade darum glücklicher sind als die Weisen, wer entscheidet darüber. Leben Sie wohl, Clive! Vergessen Sie diejenige nicht, die Sie für dieses Leben aufbewahrt haben.“

Ihre Hand lag in der seinen — eine warme, weiche Hand, in der er das Blut pulsiren zu fühlen glaubte. Er wandte sich ab und es war ihm wie einem, der in die Sonne geblickt: er sah ihre Augen immer noch vor sich. So kehrte er zu Miß Ellen zurück.

Für einen Verliebten sei sein Besuch ziemlich kurz gewesen, rief ihm die Baronesse entgegen; sie habe sich darauf gefaßt gemacht, er werde mindestens eine Stunde abwesend bleiben und abwesend zurückkehren. Clive antwortete aufrichtig, Adora scheine ihm eine sehr interessante Persönlichkeit, aber sein Herz würde er stets nur einer Engländerin schenken.

„Und vermuthlich ist das schon geschehen?“ lächelte Ellen.

„Vermuthlich!“ erwiderte Clive. Er verglich sie mit Adora. Er sah ihr helles Antlitz, das mit der Apfel- und Pfirsichblüte an Weiß und rosigem Hauch stritt, ihr blaues Auge, den hellrothen Mund, das schimmernde Haar, das ihm sein Vaterland zurückrief — nein, nein, es gab nur eine für ihn, Ellen! Aber kalt war Antlitz und Auge. Kalt für ihn nur oder

für Jeden? Wär's noch für Jeden gewesen, so hätte er es ertragen können.

Das war seine zweite Unterredung mit Adora gewesen. Als er das nächste Mal den Baronet besuchte, hatte das Hindumädchen das Landhaus verlassen. Ellen that sehr erstaunt und ungläubig, als er versicherte, er kenne ihre Wohnung nicht.

„Sie thun sehr unrecht, Mr. Clive", sagte sie, „das arme Mädchen den Krallen Mr. Barny's zu überlassen. Er spielt jetzt den Großmüthigen. Aber ich bin überzeugt, der Adler wird sich als ein Geier entpuppen. Verzeihen Sie, dieser schöne Vergleich ist nicht von mir, sondern von Kapitän Oldborough, der sehr stolz darauf ist. Nehmen Sie sich ihrer an. Sie ist wirklich eine Schönheit ersten Ranges und, ich gestehe es zu meiner Schande, klüger und gebildeter als ich Engländerin."

„Sie wird niemals den Zauber einer Engländerin haben", sagte Clive.

„Darüber möchten die Ansichten verschieden sein", erwiderte Ellen übermüthig. „Wäre sie von Stande wie ich und eine Engländerin, so würden meine Anbeter wahrscheinlich zu ihr fliegen. Es ist doch eigentlich traurig, schon durch die Geburt zu einer untergeordneten Stellung bestimmt zu sein. Ich empfinde zuweilen Mitleid mit Adora."

Clive war fast erstaunt über dieses Zeichen von Mitgefühl, das freilich durch die Art, wie sie es aussprach und mit koketten Fächerbewegungen begleitete, beinahe einen fast komischen Anstrich erhielt.

„Es gibt auch in England solche untergeordnete Wesen", sagte er, und sein Blick ruhte fest auf dem ihrigen. Sie verstand ihn nicht.

„Mein Gott, ja", sagte sie. „Aber man kommt mit ihnen nicht zufällig wie hier in Berührung. In der Fremde ist Manches anders."

Obgleich sie wahrlich bei diesen Worten nicht an Clive dachte, der für sie nur eine Art ergebener Diener und guter Junge war, so glaubte Clive doch in seiner Reizbarkeit, daß sie auch ihn meine. Er verabschiedete sich schnell und betrat erst Monate darauf das Landhaus wieder.

Eines Tages, als er allein in seinem Comptoir war, öffnete sich die Thür mit einiger Heftigkeit und Mr. Barny trat ein. Clive verließ respektvoll sein Pult und den Bogen Papier, auf dem er so eben eine neue Schlachtordnung entworfen hatte, und erkundigte sich nach den Befehlen des Herrn Directors. Er hatte seine Ansicht über Barny einigermaßen zu dessen Gunsten geändert, da er viel Gutes von ihm gehört. Daß er ein Lebemann sei, der es mit Frauenbekanntschaften

nicht allzu genau nehme, stand allerdings fest. Im Uebrigen aber sollte er wohlthätig und menschenfreundlich sein, nicht nur gegen schöne Frauen.

„Ich komme, um mit Ihnen zu sprechen, Clive“, sagte er. „Warum besuchen Sie Adora nicht? Sie beklagt sich bei mir darüber.“

„Aber, Herr Director“, antwortete Clive verwirrt, „ich habe noch keine Zeit dazu gefunden. Und was soll ich am Ende bei ihr?“

„Ja, das müssen Sie selber wissen!“ antwortete Barny lachend. „Ich bin nur erstaunt über Ihre Sprödigkeit. Das Mädchen liebt Sie.“

„Wenn ich das wirklich dächte, würde ich gewiß nicht zu ihr gehen“, antwortete Clive lebhaft.

„Sie müssen sich noch viele Aussichten auf die Zukunft machen, daß Sie die Gegenwart so zurückweisen“, sagte der Director sarkastisch. „Indessen, wie Sie wollen! Das Mädchen grämt sich aber über Ihre Vernachlässigung. Sie glaubt, Sie verachten sie.“

„Das ist nicht der Fall; ich werde zu ihr gehen, Sir.“

„Wissen Sie ihre Wohnung, Clive?“

„Nein, Sir!“

„Nun, das ist in der That sonderbar. Ganz Madras spricht von dem schönen Mädchen, und Sie wissen nicht

einmal, wo sie wohnt. Kapitän Oldborough hat sie schon dreimal besuchen wollen — vergebens."

„Kapitän Oldborough?" fragte Clive erröthend. „Ich denke, der Kapitän ist ein —"

„Anbeter von Miß Birdenhall, sprechen Sie es nur ruhig aus!" ergänzte Barny. „Ja, das ist er. Aber das hindert ihn doch nicht, einem hübschen Hindumädchen den Hof zu machen. Das sind in seinen und vieler andern Leute Augen zwei ganz verschiedene Dinge. Und überdies ist Oldborough ja nicht der erklärte Liebhaber oder gar Bräutigam der Baronesse, sondern nur einer ihrer Anbeter. Also was wollen Sie? Das Wichtige bei der Sache ist für uns nur, daß Adora sich ganz bestimmt geweigert hat, seinen Besuch zu empfangen. Der Kapitän soll darüber bitterböse sein — er ist, unter uns gesagt, ein eitler Bursche, der sich für unwiderstehlich hält — und wie ich höre, hat er das Gerücht verbreitet, ich sei der Liebhaber, der Beschützer — nun, Sie wissen schon, wie das gemeint ist — Adora's. Ich als' ein alter Mann und Ihr Vorgesetzter, Clive, habe gewiß nicht nöthig, Ihnen Rechenschaft über irgend etwas zu geben, was ich thue oder lasse. Da Sie es indessen gewesen sind, der Adora gerettet, und da ich das Mädchen lieb gewonnen habe, wirklich lieb, so sage ich Ihnen, daß Oldborough die Unwahrheit sagt. Ich

bin reich genug, um mich ihrer annehmen zu können, ich habe ihr eine Wohnung gegeben und sorge für ihre übrigens sehr einfache Existenz. Das ist Alles. Ich verlange dafür kein Opfer irgend welcher Art von ihr; sie würde es mir auch nicht gewähren, denn sie hat Charakter. Verlassen Sie sich auf jedes meiner Worte und handeln Sie danach. Dagegen muß ich Ihnen mittheilen, daß sie sich nach Ihnen sehnt. Aus welchem Gefühle dieser Wunsch entspringt, kann ich natürlich nicht genau angeben. Ist es Dankbarkeit, ist es mehr? Ich weiß es nicht. Sie fragt nur jedesmal nach Ihnen, ob Sie krank, ob Sie von Madras entfernt seien, warum Sie nicht kämen. Sie leidet offenbar unter dem Gedanken, daß Ihnen das Leben, das Sie gerettet haben, ganz gleichgültig ist. „Ich bin ein Splitter Holz, den er aus dem Wasser gezogen“ — das sind gewöhnlich die Worte, mit denen sie das Gespräch über diesen Gegenstand abbricht.“

„Ich werde zu ihr gehen, gewiß, Herr Director“, sagte Clive.

„Und noch eins, Sir!“ fuhr Barny fort. „Ich bin ungefähr dreimal älter als Sie, das heißt zehnmal älter, denn seit wie lange denken und leben Sie denn! Schlagen Sie sich gewisse Phantasien aus dem Kopf. Ich glaube, es steckt etwas in Ihnen, aber was

es ist, kann noch Niemand wissen, und Sie sind sich ja selbst nicht darüber klar. Warten Sie das ruhig ab und schlagen Sie sich inzwischen Ihre Phantasien aus dem Sinn. Machen Sie es sich überhaupt zum Grundsatz, niemals Absichten zu zeigen, deren Verwirklichung so fern liegt, daß es lächerlich erscheint, ihnen nachzustreben. Machen Sie Miß Birdenhall den Hof, wenn Sie ein reicher oder berühmter Mann geworden sind. Jetzt, glaube ich, schaden Sie sich in den Augen der jungen Dame selbst durch das Zurschautragen einer Neigung, die mehr als jugendlich genannt werden kann."

Clive wurde blaß und roth bei dieser Ermahnung. Daß Mr. Barny Recht habe, fühlte er sehr gut. Aber was berechtigte ihn, über derartige Angelegenheiten mit ihm zu sprechen? Suchte der eifersüchtige Alte einen gefürchteten Nebenbuhler einzuschüchtern?

„Machen Sie kein so böses Gesicht, Mr. Clive!" fuhr Barny mit einem Lächeln fort. „Vergessen Sie nicht, daß Sie mein Enkel sein könnten. Am Ende glauben Sie gar, ich spräche als Rival zu Ihnen. Geben Sie diesen Gedanken auf! Wenn ich Miß Birdenhall meine Hand anböte — ich sage Ihnen das im Vertrauen und rechne auf Ihre Discretion als Gentleman — so würde sie dieselbe annehmen, erstens,

weil ihr Vater es ihr befehlen würde, und zweitens, weil sie selbst eine berechnende Natur ist und sich sagt, sie würde mich überleben und könnte nach meinem Tode wählen, wen sie wollte."

Clive's Herz krümmte sich während dieser Worte und vielleicht verzog sich auch sein Mund. Barny nahm darauf keine Rücksicht.

„Die Welt ist so", fuhr er fort. „Es gibt überlegende, kalt berechnende und hingebende, sich aufopfernde Naturen. Man muß sich klar darüber werden, mit wem man zu thun hat. Die Baronesse gehört zu den erstern. Sie kann nichts dafür, daß sie so geboren worden ist, und man muß sie nehmen, wie sie ist. Mir würde das gleichgültig sein; denn wenn ich jetzt noch heirathen wollte, so möchte ich eine schöne Frau, die zu repräsentiren versteht. Liebe darf ich nicht mehr erwarten. Ein Mädchen wie Adora könnte allerdings auch mich noch lieben, wenn ihr Herz für mich spräche. Aber zwischen ihr und Miß Ellen ist ein Unterschied wie zwischen der Sonne, die jetzt draußen auf dem Sand der Küste brennt, und einem nebeligen Herbsttag in Shropshire. Ich weiß recht gut, daß Miß Birdenhall den Kapitän vorziehen würde, wenn er mein Geld hätte. Aber trotzdem würde sie auch mich nehmen, wenn ich Ernst machte, und ich dürfte hoffen, daß ihre

Erziehung und meine Art, sie zu behandeln, mir in ihr eine treue und angenehme Gattin sichern würden. Das nebenbei! Ich komme darauf zurück, Ihnen Adora's Wunsch auszudrücken, sie zu besuchen. Es kann mir natürlich nicht im Traume einfallen, Sie zu bestimmen, über Adora anders zu denken oder anders für sie zu fühlen, als Sie es thun. Aber darauf möchte ich Sie doch aufmerksam machen, daß Sie hier eine außergewöhnliche Natur vor sich haben, ein Wesen seltenster Art. Sie sind ein sonderbarer Fischer! Sie entreißen dem Meere eine Perle, wie sie vielleicht in hundert Jahren nicht einmal gefunden wird, und werfen sie dann beiseite. Aber wahrscheinlich verstehen Sie sich nicht auf Juwelen! Nun, jedenfalls sollten Sie Adora zeigen, daß Sie eine rein menschliche Theilnahme für sie empfinden. Was kann sie dafür, daß ihr Haar nicht goldblond, sondern dunkel, ihr Auge tiefblau und nicht hellblau ist?"

„Ich werde gewiß zu ihr gehen, Herr Director", sagte Clive, dem diese Unterredung peinlich wurde, da er Niemand ein Recht zugestehen wollte, sich in sein Inneres, das er Jedem abgeschlossen hielt, einzudrängen. „Bezeichnen Sie mir ihre Wohnung."

Barny sagte ihm, daß sie sich in der Nähe der ersten und größten Pagode in der schwarzen Stadt, hinter

dem Laden eines portugiesischen Teppichhändlers Namens Pereiro befinde.

Damit war Alles gesagt und mehr vielleicht als das, was zu sagen war. Mr. Barny gab Clive die Hand zum Adieu.

„Kann ich irgend etwas für Sie thun, Mr. Clive?“ fragte er, schon in der Thür. „Ich glaube, Ihre Stellung sagt Ihnen nicht zu.“

Clive zuckte die Achseln und erwiderte, er wisse nicht, wie das zu ändern sei. Der junge Mann zeigte in seinen Zügen so deutlich, es sei ihm unangenehm, irgend etwas von Mr. Barny anzunehmen, daß dieser, obwohl das seine Absicht gewesen zu sein schien, nicht weiter in ihn drang, sondern mit einigen nur halblaut gesprochenen Worten der Unzufriedenheit das Zimmer verließ.

Clive ging noch an demselben Nachmittag, gegen Abend, nach der schwarzen Stadt. Den Laden Pereiro's fand er bald; es war der größte. Auch das Haus war eins der stattlichsten. Die Vorderseite wurde von dem Laden des Teppichhändlers eingenommen. Als Clive diesen fragte, wo Adora wohne, in welchem Theil des Hauses, antwortete ihm der Portugiese:

„Es wohnt nur die eine Senhora hier. Dieser

Laden und die Stube darüber ist mein. Alles Andere gehört der Senhora."

Das war ein Luxus, mit dem nur Mr. Barny seine Freundinnen ausstatten konnte, und mit einem unangenehmen Gefühle, wie arm er selbst sei und wie wenig Aussicht er habe, jemals etwas Anderes zu sein als ein unbekanntes, unbeachtetes, werthloses Ding, ging Clive den schmalen Corridor entlang, der nach dem Hofe führte. Nach orientalischer Sitte ist der Hof, den das Gebäude von allen Seiten umgibt, der Mittelpunkt des Hauses. Alle Fenster gehen auf diesen Hof, unter dessen säulengetragenen Gängen der Hindu den größten Theil des Tages verbringt. In den Häusern der Vornehmen und Reichen fehlt es diesem Hofe selten an einem Springbrunnen und an den schönsten Blumen. Aber auch der Aermste sucht ihn mit einigen blühenden Gewächsen zu schmücken. Er ist das, was den Franzosen der Salon ist.

Der Corridor, den Clive hinabging, schloß mit einem schwer niederfallenden, dichtschließenden Vorhang. Thüren kennen die Indier fast gar nicht. Neben dem Vorhange befand sich ein kleines Metallschild, an das derjenige, der Eintritt verlangte, zu klopfen hatte. Ohne weiteres den Vorhang zu heben und einzutreten, wäre ein großes Verbrechen gegen alle Sitte gewesen.

Als Clive die Hand erhob, um mittels eines kleinen metallenen Klopfers, der neben dem Schilde hing, seine Ankunft zu melden, hörte er, wie in weiter Ferne, einen leisen Gesang. Es schien ihm Adora's Stimme zu sein; wahrscheinlich war sie nicht weit entfernt und nur der schwere dichte Vorhang brach die Wirkung der Töne. Es schien ein trauriges Lied zu sein, das sie sang. Doch fiel das Clive nicht auf, denn die meisten Gesänge der Hindus, wenn sie nicht gerade zur Verherrlichung froher Feste bestimmt sind, tragen einen ernsten, klagenden, selbst düstern Charakter.

Er lauschte kurze Zeit und ließ dann den Hammer auf die Metallplatte fallen. Der Gesang verstummte. Eine alte Hindufrau erschien hinter dem Vorhang, den sie auseinanderschob, betrachtete Clive einige Sekunden lang und sagte dann:

„Tritt ein, Herr! Dich erwartet die Herrin schon seit langer Zeit.“

Clive errieth aus dieser Aeußerung, daß Adora ihn ihren Dienerinnen beschrieben haben müsse, und obwohl er sich, gerade infolge der Unterredung mit Mr. Barny, vorgenommen hatte, freundlich, aber kühl gegen Adora zu sein, beschlich ihn doch ein Gefühl sanfter innerer Bewegung. Sie mußte die Dankbarkeit in einem tiefern Sinne auffassen als die meisten andern

Menschen. Nach seiner Ansicht hatte er nichts für sie gethan; er wenigstens würde demjenigen, der ihm sein werthloses Leben gerettet, nicht sehr dankbar gewesen sein. Für Adora aber, das begriff er, war durch diesen Zufall der Grund zu einer Verehrung gelegt, die ihm eine gewisse Achtung abnöthigte, da sie auf ein reines, tiefempfindendes Herz deutete.

Clive war noch nie in dem Innern eines indischen Hauses gewesen. Die Europäer hielten sich theils absichtlich fern von jeder nähern Berührung mit den Eingeborenen, theils war es ihnen unmöglich, Zutritt in die bessern Häuser zu erlangen, da die Hindus ihrerseits den Europäern eine stille Verachtung entgegensetzten. Er war deshalb überrascht von dem Reichthum und der Schönheit, die sich ihm unerwartet darboten.

Vor ihm lag ein offener Raum, in den der tiefblaue, wolkenlose Himmel hineinschaute, mit glänzenden Steinen gepflastert, auf denen Kübel mit schönen Blumen wohlglordnet standen. In der Mitte sprang aus einem kleinen, von farbigen Steinen gemauerten Bassin ein feiner Wasserstrahl anmuthig empor. Diesen freien, unbedeckten Raum umgaben auf allen vier Seiten Gallerien aus leichtem, durchbrochenem Mauerwerk. Zwischen den Bogen der Pfeiler hingen theils

Teppiche, theils Schlinggewächse und in diesen Käfige mit Papageien oder andern indischen Vögeln. Die Wände der Gallerien waren nach indischer Weise mosaikartig bemalt. Dennoch, obgleich das Ganze einen seltenen Farbenreichthum zeigte, wurde nirgends etwas Auffälliges, das Auge Verletzendes sichtbar. Es ruhte über dem Ganzen ein prächtiger, aber voller, gesättigter, in sich harmonischer Ton, der wunderbar zu der warmen Nachmittagsluft stimmte, ja fast verkörperte indische Luft zu sein schien.

Clive war zuerst ungewiß, wohin er gehen solle, als er unter der einen Gallerie Adora erblickte, die sich erhoben hatte, um ihm entgegenzukommen.

Sie war reich, aber nicht auffällig gekleidet. Dunkle Stoffe, welche nur durch die farbigen Borten belebt wurden, umschlossen ihre schlanke Gestalt. In der Linken hielt sie noch das Instrument, mit welchem sie ihren Gesang begleitet hatte, eine Art einfacher Guitarre mit drei Saiten. Das schwarze Haar war am Hinterkopf aufgebunden, sodaß die ganze mächtige Fülle desselben sichtbar wurde. Von den Schläfen aber fielen einzelne schwere Locken auf die Schultern. Ueber der Stirn waren einige rothe Blüten in das Haar geflochten.

Wieder konnte Clive nicht anders als sich gestehen,

daß sie schön sei. Auch entging es ihm nicht, daß ein Hauch von Sehnsucht über ihr ganzes Wesen ausgebreitet war, etwas, das man schmachtend hätte nennen können, wenn es nicht zu ernst und wahr gewesen wäre. Dieser Ausdruck entging ihm nicht, obwohl Adora ihm jetzt mit glänzenden Augen, aus denen eine hohe innere Freude sprach, entgegentrat.

„Willkommen, mein Retter!“ sagte sie mit einem stillen Lächeln. „Ich habe mich nicht geirrt, als ich heute zum ersten Male die feuerfarbenen Blüten, die Zeichen der Freude, in mein Haar flocht. Es sollte ein Freudentag für mich sein!“ Diese Worte hatte sie in indischer Sprache gesprochen. Wie sich besinnend setzte sie in französischer Sprache hinzu: „Seien Sie von ganzem Herzen willkommen, Mr. Clive, in dem Asyl, das mir die Güte Mr. Barny's bereitet hat.“

Clive war bis zu dem Ort vorgetreten, an welchem sich Adora vorher befunden. Er sah den niedrigen blauseidenen Divan, auf welchem sie geruht. Neben demselben stand ein Tisch, auf dem er einige Bücher und ein Körbchen mit Früchten bemerkte. Alles war still, ruhig, einfach und rief den Eindruck einer langen, selten gestörten Einsamkeit hervor.

„Verzeihen Sie mir, Adora, daß ich Sie noch nicht besucht“, sagte Clive. „Aber ich wollte nichts in An-

spruch nehmen, was wie ein Vorrecht hätte erscheinen können. Ich wünschte, Sie sollten sich in aller Ruhe einrichten. Jetzt ist es geschehen und Sie fühlen sich wohl, nicht wahr?"

„Ich bin zufrieden", antwortete sie. „Ich freue mich meiner Einsamkeit und habe so viel von diesem Genuß, als ich nur wünschen kann."

Es war ihm etwas peinlich, daß ihn ihr Blick selten verließ. Nicht als ob sie ihn mit Absichtlichkeit angeblickt hätte, das bemerkte er wohl. Aber es schien ihr unmöglich, den Blick von ihm zu wenden. Sie schien fortwährend bemüht, in seiner Seele zu lesen, seine innersten Gedanken in sich aufzunehmen. Hätte er Adora geliebt, so würde diese Aufmerksamkeit, dieses ihr selbst vielleicht unbewußte Aufgehen in ihm seine Seele mit dem größten Entzücken erfüllt haben. Aber so wie er jetzt für sie fühlte, wirkten ihre tiefen Blicke beunruhigend, störend auf ihn. Er fühlte sich verlegen, als ob er, wenn auch unschuldig, unter den Augen eines strengen Richters stände.

Er setzte sich neben sie und versuchte das Gespräch so gut als möglich fortzuführen. Die Bücher, die auf dem Tische lagen, gaben ihm die beste Veranlassung dazu. Es waren Neuigkeiten der französischen Literatur, die Adora von Mr. Barny erhalten. Sie sprach dar-

über mit scharfem Verstande, sagte, daß sie nur um der schönen Sprache willen diese Werke lese, sich aber nicht hineinfinden könne in diese frivole Anschauung des Lebens, in diese Schilderung leichtfertiger Frauencharaktere. Die meisten dieser Schriftsteller schienen das Leben als einen Scherz, einen Witz zu betrachten, den man lachend und spottend mitgenießen müsse. Ihr sei das Leben nie so leicht erschienen; sie könne ihre Existenz nicht für eine zufällige halten, sie müsse an einen Zweck des Daseins glauben und fühle sich deshalb gewöhnlich sehr traurig, wenn sie diese zwar geistreichen, aber leeren und trostlosen Scherzworte der Franzosen gelesen habe.

Clive's Erziehung war keine glänzende gewesen. Er mußte sich deshalb — zu seinem eigenen Erstaunen — gestehen, daß Manches, was dieses Hindumädchen sprach, ihm fremd war, daß es über seine bisherigen Anschauungen oder wenigstens über seine Kenntnisse hinausging. Dadurch ward freilich der abenteuerliche Reiz, den sie auf ihn ausübte, erhöht; da man aber gern den Groll, den man gegen sich selbst hegt, überträgt auf den Andern, der ihn hervorgerufen, so wirkte diese Art von Ueberlegenheit eher erkältend als gewinnend auf ihn. Er fragte sich, woher sie das habe, woher sie sei, und war doch wieder zu theilnahmlos —

oder wollte so scheinen — um ihr zu zeigen, daß er ein tieferes Interesse an ihr nehme und begierig sei, ihre Vergangenheit zu erfahren.

So zog sich das Gespräch stundenlang hin. Die Dienerin brachte kühlende Getränke, Gebäck, Früchte, wie Indien sie unvergleichlich liefert. Clive lehnte fast Alles ab, auch die Wasserpfeife, die ihm gereicht wurde. Er hatte den Eindruck, daß Adora ein wunderbares Geschöpf sei, ein Wesen der eigenthümlichsten Art, schön, begehrenswerth für Tausende — nur er empfand nichts Außergewöhnliches für sie. Sie blieb ihm immer das räthselhafte Bild, über dessen Bedeutung man nachsinnt, ohne von ihm erwärmt zu werden.

Sie selbst war sehr ruhig an diesem Tage. Jedes Zeichen der Theilnahme oder Aufmerksamkeit von seiner Seite schien sie zu erfreuen, aber sie vermied Alles, was ein gesteigertes Interesse von seiner Seite hätte hervorrufen können. Sie trennten sich zwar mit einer gewissen Herzlichkeit, aber doch kühl genug. Clive versprach, recht oft wiederzukommen.

Er hielt nicht Wort. Er empfand etwas wie Furcht vor ihr. Sie wünschte mehr von ihm als seine förmliche Theilnahme, das war ihm klar, und er wollte und konnte ihr nicht mehr geben. Die einzige Frucht, welche jene Unterhaltung für ihn trug, war, daß er

noch eifriger las und studirte, um seine Kenntnisse zu vervollkommnen. Die Bibliothek des Statthalters lernte er fast auswendig.

Noch zweimal besuchte er Adora im Laufe längerer Zeit, und jedesmal verging der Besuch in der Weise des ersten. Er hatte Manches über Adora gehört. Man sprach anfangs von ihr in der Stadt; später verstummte das Gespräch. Man hatte sie als Geliebte Barny's bezeichnet und nahm dann diese Behauptung wieder zurück. Man nannte sie ein unergründliches Wesen, über dessen Vergangenheit ein tiefer Schleier schwebe. Clive hatte ein seltsam aufregendes Gefühl, wenn er daran dachte, daß er diesen Schleier heben könne. Adora würde ihm nichts verschwiegen haben, das wußte er. Aber er wollte nicht fragen. Man sucht nur in die Seele dessen einzudringen, der uns große Theilnahme einflößt.

So stand es mit Clive und Adora, als der Angriff der Franzosen ihn alles Andere vergessen ließ. Seine persönliche Stellung war nicht verändert, er arbeitete immer noch als Schreiber auf dem Bureau der Compagnie. Sein Gehalt war gering. Er hatte Schulden und manche von den Gläubigern drängten. Seine Lage war nicht verändert gegen jenen Tag, an welchem er Adora aus der Brandung gerettet hatte.

Jetzt nagte die Niederlage Englands an seinem Herzen. Er war Engländer durch und durch. Es gab für ihn kein Volk der Welt, das dem seinen gleichkam. Und nun von den Franzosen schmachvoll besiegt, Madras fast ohne Kampf den Nebenbuhlern überliefert — Thränen der Wuth traten ihm in die Augen, wenn er diesen Gedanken verfolgte. Und dabei schien es ihm, als sei er in ganz Madras der einzige Mensch, der diesen Gedanken in seiner ganzen Gewalt empfinde.

Er hätte, wie gesagt, zu Birdenhalls hineingehen können, auch wenn sich dort Gesellschaft befand. Er war stets gut aufgenommen worden; schon die Gastfreundlichkeit, welche der Baronet stets in England geübt und die ihn zum Theil in seine jetzige Lage versetzt, sicherte jedem Bekannten eine angenehme Aufnahme. Aber Clive wollte nicht hineingehen. Das Lachen der französischen Offiziere war ihm zuwider. Er hätte sich mit ihnen schlagen, aber nicht mit ihnen plaudern mögen.

Dennoch war er einige Minuten an der Pforte stehen geblieben. Seine Gedanken, die ihn lebhaft beschäftigten, hatten, ohne daß er es wußte, seine Füße gelähmt. Er stand da, den Blick zu Boden geneigt, wie Jemand, der noch über einen Entschluß nachsinnt.

„Entweder vorwärts oder zurück, Mr. Clive!“ sagte

eine Stimme hinter ihm und eine Hand legte sich ihm auf die Schulter.

Es war Mr. Barny. Clive trat schnell zur Seite, aber er fühlte nun auch, daß er in das Landhaus hineingehen müsse. Gerade vor Barny, der ihn geschulmeistert, wollte er nicht unsicher erscheinen.

„Verzeihung, Sir", sagte er, „ich überlegte so eben, ob ich noch eine Stunde Zeit hätte, um hier einen Besuch zu machen."

„Und was hätten Sie sonst Wichtiges vor, Mr. Clive?" fragte Barny.

„Mancherlei", erwiderte dieser kurz. „Auch überlegte ich, ob ich in einem passenden Anzuge sei, denn dadrinnen scheint Gesellschaft zu sein."

„Das ist wahr", sagte Barny. „Sie sehen etwas verstört aus."

„Gleichviel; mein Anzug ist immer noch so viel werth wie eine französische Uniform!" rief Clive mit krauser Stirn und schlug an das Metallschild mit einer Heftigkeit, die Mr. Barny Ehre gemacht haben würde.

Der Baronet, der schon reichlich getrunken zu haben schien, empfing sie in der Vorhalle, Mr. Barny mit zärtlicher Freundlichkeit, Clive mit herablassender Huld. Im Salon fanden sie, wie sie vermuthet, eine Anzahl französischer Offiziere. Doch war auch Kapitän Old-

borough dort. Miß Ellen sah Clive nicht. Vermuthlich war ihr das Gespräch zu lebhaft geworden und sie hatte sich entfernt.

Clive, der sich mit Kapitän Oldborough kurz begrüßt, stand an einem Fenster und hörte, ohne sich hineinzumischen, auf die Unterhaltung der Offiziere, der er jetzt vollständig folgen konnte. Sie drehte sich um alle möglichen Dinge, zum Theil um Politik. Man wollte wissen, daß Dupleix, der Statthalter von Pondichery, die Capitulation von Madras nicht gebilligt habe und daß de la Bourdonnais über Dupleix' Anmaßung und Ueberhebung sehr erbittert sei. Die Offiziere, sehr eingenommen von ihrem Führer und außerdem, wie die meisten Soldaten, ehrliche und offene Naturen, schimpften mörderlich auf Dupleix, der von seinem Schreibtisch in Pondichery aus Alles dirigiren wolle und vom Kriege gar nichts verstehe.

Plötzlich fühlte Clive seinen Arm berührt und eine Stimme sagte im besten und klangvollsten Französisch:

„Ah, Monsieur, wir kennen uns ja. Wir sind Kriegskameraden!"

Clive sah, als er sich schnell umwandte, einen französischen Offizier vor sich, noch jung, von mittlerer, sehr angenehmer Gestalt und mit einem sehr einnehmenden, fast vollendet schönen Gesicht. Er schien

ein wenig, nicht allzuviel getrunken zu haben und war offenbar in der fröhlichsten Laune.

„Verzeihung, mein Herr", antwortete Clive, „aber ich kann mich Ihrer nicht erinnern. Wir hätten zusammen gekämpft?"

„Zusammen nicht, gegen einander, was dasselbe ist; denn alle braven Soldaten sind Kameraden", antwortete der Offizier lachend. „Erinnern Sie sich nicht? Bei der Pagode, als sie die mißlungene Attake mit den Sepoys machten. Wir standen uns Auge in Auge gegenüber."

Clive erinnerte sich jetzt in der That dunkel, das Gesicht des Offiziers in einiger Entfernung vor sich gesehen zu haben.

„Ah, wenn Sie das kleine Rencontre meinen, so haben Sie Recht", sagte er. „Es war eine verfehlte Idee. Wir hatten wenig Ehre davon!"

„Sie schossen gut", sagte der Offizier. „Mein Liebling, der arme Lafleur, mein bester Sergeant, erhielt von Ihnen den Todesschuß in die Brust. Ihre Offiziere zeigten sich sehr brav. Aber wie kommt es, daß Sie keine Uniform tragen?"

„Ich bin kein Militär; ich machte die Attake gewissermaßen als ein Freiwilliger mit", antwortete Clive.

„Schade! Sie hätten Anlage, große Anlage zum Soldaten", rief der Offizier. Und dann, als ob der Gegenstand der Unterhaltung ihm plötzlich entschwinde, fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht, wandte sich halb ab und seufzte: „Ach Adora! Adora!

Obgleich Clive überrascht war, diesen Namen aus dem Munde des Fremden zu hören, und obwohl es ihm geschmeichelt hatte, so vertraulich von dem beliebten und wie es schien vornehmen französischen Offizier angeredet zu werden, so konnte er sich doch eines Lächelns kaum enthalten; denn es lag etwas Weinerliches in dem Wesen des Offiziers, das vermuthlich von den Wirkungen des Weins herrührte.

„Adora?" sagte er leise. „Meinen Sie das Hindumädchen aus Pondichery?"

„Wen?" rief der Offizier, sich plötzlich wieder ganz zu ihm wendend und ihn mit starren Augen anblickend „Das Hindumädchen? Was wissen Sie von ihr?"

„Nun, ich meine ein Mädchen, das sich Adora nennt und das ich vor einigen Monaten aus dem Meere rettete", antwortete Clive. „Ihren Angaben nach war sie aus Pondichery entflohen."

Hier stockte er. Hatte er nicht zu viel gesagt? War er nicht zu weit gegangen und durch eine Regung thörichter Eitelkeit verleitet worden, mehr von Adora

zu sagen, als ihr vielleicht lieb war? Madras war im Besitz derselben Männer, vor denen Adora aus Pondichery geflohen. Ja, er hatte unrecht gethan, das Geheimniß seines Schützlings so übereilt zu verrathen.

Aber schon war es zu spät. Der Offizier starrte Clive noch eine Minute an, als könne er gar nicht begreifen, was er aus dem Munde desselben gehört. Dann ergriff er Clive's Arm und rief: „Kommen Sie! Kommen Sie! Sie retten mir das Leben! Sie müssen sprechen!"

Er zog Clive mit sich fort in das Nebenzimmer. Aber auch in diesem befanden sich Gäste. Der Offizier öffnete deshalb die Thür, die zum Garten führte, und drängte Clive hinaus. Er athmete schwer, haschte nach Luft und stieß nur zuweilen einzelne Sätze heraus: „Adora hier! Adora in Madras!"

Clive war in Verlegenheit. Was sollte er thun? Seine Mittheilung zurücknehmen? Der Offizier konnte durch die einfachste Erkundigung bei Andern Alles erfahren, was er über Adora wissen wollte. Und wenn Adora die Anwesenheit der Franzosen zu fürchten hatte, weshalb war sie denn in Madras geblieben, oder hatte nicht um strenge Bewahrung ihres Geheimnisses gebeten? So suchte sich Clive vor sich selbst zu entschuldigen, obwohl er fühlte, daß in diesem leichten

Preisgeben eines fremden Geheimnisses etwas Liebloses lag.

„Nun sprechen Sie, ich beschwöre Sie!“ rief der Franzose dann leidenschaftlich. „Sagen Sie mir Alles, was Sie wissen! Mein Leben lang werde ich Ihnen danken.“

„Aber vorher müssen Sie mir ein Versprechen geben“, sagte Clive.

„Welches Sie wollen!“ rief der Franzose. „Verlangen Sie! Fordern Sie!“

„Daß dem jungen Mädchen kein Nachtheil aus den Mittheilungen erwächst, die ich Ihnen mache“, sagte Clive.

„Ein Nachtheil? Durch mich?“ rief der Offizier. „O, wenn Sie wüßten, wie ich sie liebe! Mein Ehrenwort, daß ich ihr in meinem Leben nur Gutes erzeigen werde! Aber nun sprechen Sie — ich ertrage es nicht länger.“

Seltsam genug, daß Clive etwas wie Eifersucht empfand, als der junge Franzose mit seiner vor Aufregung zitternden Stimme rief, daß er Adora liebe. Clive hatte die stille Hingebung, die ihm Adora entgegen gebracht, als etwas Thatsächliches hingenommen, um das er sich weiter nicht zu bekümmern brauchte, das er annahm oder ablehnte, je nachdem er Lust dazu

hatte. Die Leidenschaft des Franzosen weckte auch in ihm etwas Wildes, Trotziges. Es war, als wolle man ihm etwas nehmen, das ihm gehörte. Aber er war aufrichtig genug, diese thörichte Regung sogleich niederzukämpfen. Er liebte ja Adora nicht, das fühlte er am sichersten, wenn er sich in Ellen's Nähe befand.

„Maurepas! Maurepas!" rief es von den Fenstern der Villa. „Sind Sie im Garten? Kommen Sie, wir gehen!"

„Gehen Sie nur, ich kann noch nicht, ich komme nach", rief der Offizier und fügte, zu Clive gewendet, hinzu: „Mein Name ist Maurepas, eine gute Familie. Und nun bitte ich Sie, sprechen Sie, ich habe das Fieber!"

So erzählte denn Clive in seinem englisch gefärbten und accentuirten Französisch, was er über Adora wußte und welchen Antheil er selbst an ihr genommen. Der junge Offizier, der neben ihm im Garten auf und ab schritt, drückte zuweilen seinen Arm heftig und athmete noch immer hörbar und schwer.

„Sie haben sie gerettet! O tausend Dank!" rief er dann. „Sie haben ein köstliches Leben erhalten. Aber Sie lieben sie, gestehen Sie es ein. Ich kann es ertragen — Sie haben ein größeres Anrecht an sie — und sie liebt Sie wieder, ihren Retter! O, ich bin ein unglücklicher Mensch!"

Clive suchte den Offizier zu beruhigen. Dieses kleine Abenteuer hatte einen einschmeichelnden Reiz für ihn. Er, der unbeachtete Schreiber, war vertraut geworden mit einem Offizier der Fremden, gefürchtet, beneidet von dem schönen, vornehmen, wahrscheinlich auch reichen Manne. Das war nicht der kalte Oldborough, der stolz auf ihn herabsah, ihm zuweilen einen kurzen Blick, ein paar gleichgültige Worte gönnte. Hätte Oldborough, hätte doch Ellen Zeuge dieser Scene sein können!

„Es ist nicht möglich — Sie müssen sie lieben!“ rief der Offizier, noch immer in größter Unruhe und Aufregung. „Jeder muß sie lieben — sie ist eins der seltensten Wesen ihres Geschlechts. Wo wohnt sie, bei wem? Wer hat sich ihrer angenommen? Ich habe schon wieder Alles vergessen, was Sie mir sagten.“

Clive berichtete noch einmal und etwas ausführlicher dem Franzosen, daß sich Mr. Barny des Hindumädchens angenommen und daß man zuerst geglaubt, Adora sei die Geliebte dieses reichen Herrn geworden, der wegen seiner zahlreichen galanten Abenteuer bekannt sei.

„O, wie wenig kennen Sie Adora!“ rief Maurepas. „Sie wird nie Jemand anhören, den sie nicht wirklich

liebt. Welche Anerbietungen sind ihr in Pondichery gemacht worden! Sie könnte die Frau des reichsten und angesehensten Mannes sein —"

„Die Frau?" unterbrach ihn Clive. „Heirathen die Franzosen Hindumädchen?"

„Gewöhnlich nicht", antwortete der Offizier. „Aber wie kennen Sie Adora mit der Mehrzahl ihrer Landsmänninnen vergleichen? Sie ist eine Perle, ein Wunder ihres Geschlechts. Wer würde nicht stolz sein, sie als seine Gattin nach Europa und an den Hof von Versailles zu führen?"

Clive antwortete nicht sogleich darauf. Das waren neue Anschauungen für ihn. Mr. Barny hatte zwar gelegentlich etwas Aehnliches geäußert, aber er galt für einen excentrischen Mann in Allem, was schöne Frauen anbetraf. Auch wurde das geringe Interesse, das Clive bisher für Adora empfunden, durch die Mittheilungen und Ansichten des Franzosen erhöht. Adora galt also für eine gefeierte, viel umworbene Schönheit — es lag etwas Schmeichelndes für Clive darin, in so nahe Beziehungen zu ihr getreten zu sein. Ja, er fühlte auch, daß es nur seines Entgegenkommens bedürfe, um ihre Dankbarkeit in Liebe zu verwandeln. Er, der arme Schreiber, besaß also ein Juwel, und es lag ihm nichts daran. War das Thorheit, alberner

Hochmuth, oder was war es? Er wußte es selbst nicht. Aber er dachte an eine Andere.

„Sie werden doch Adora nicht mit einer schönen Europäerin, zum Beispiel mit Miß Birdenhall vergleichen wollen?“ fragte er.

„Miß Birdenhall ist ein sehr schönes Mädchen“, antwortete Maurepas. „Aber für mich hat sie keinen Reiz. Ich möchte ein so leichtes und oberflächliches, ein so kaltes und berechnendes Mädchen nicht zur Frau haben. Und überdies würde ich ihr nicht einmal trauen. Hinter dieser Kälte verbirgt sich sehr oft eine häßliche Sinnlichkeit, die leicht ausartet, wenn sie einmal geweckt und nicht durch das Herz in Schranken gehalten wird. Adora würde ewig demjenigen treu bleiben, den sie liebt. Sie ist das Urbild dieser indischen Frauen, die ihrem gestorbenen Gatten auf den Scheiterhaufen folgen.“

„Aber woher wissen Sie das?“ fragte Clive verwundert.

„Ich fühle es, mein Herz sagt es mir, denn ich liebe sie!“ antwortete Maurepas. „Sie ist das Unglück meines Lebens. Ich hätte sie nie kennen lernen sollen. Doch — vielleicht — ich gebe nicht alle Hoffnung auf! Würden Sie so wenig eifersüchtig sein, mir Gelegenheit zu geben, sie zu sehen?“

„Mit Vergnügen!" antwortete Clive lachend. „Ich bin gar nicht eifersüchtig. Meinetwegen können wir den Augenblick zu ihr gehen."

„Jetzt, um diese Zeit?" fragte Maurepas. „Das wäre doch zu spät, um einer Dame einen Besuch zu machen, so sehr mein Herz mich drängt."

Es war Clive gar nicht eingefallen, daran zu denken, daß man mit einem armen Hindumädchen Umstände machen könne. Der Engländer steckte tief in ihm und mit ihm die Verachtung alles Fremden, namentlich der fremden Hautfarbe. Er fand die Verehrung des französischen Offiziers etwas lächerlich und es kitzelte ihn, dem vornehmern und ältern Fremden seine Ueberlegenheit zu zeigen. Er fühlte, daß er nicht recht that und daß diese Ueberlegenheit nur Kälte, Hochmuth und Eitelkeit sei. Aber er war jung, er fand so wenig Gelegenheit, etwas zu gelten, er war auch gereizt durch Maurepas' hartes Urtheil über seinen Abgott, Miß Ellen, und außerdem schmeichelte es seinem Nationalhaß, den Franzosen als Protector behandeln und ihm ein Glück gewähren zu können, das er verachtete.

„Kommen Sie!" rief er. „Wir wollen sogleich zu ihr gehen. Es ist noch nicht zu spät, und auf ein Wort von mir wird man öffnen."

Maurepas sträubte sich; er war rücksichtsvoller. Aber in diesem Kampfe mußte die Sehnsucht seines Herzens siegen, das war vorauszusehen. Er willigte ein und die Beiden traten in die Villa, um sich zugleich mit den letzten Gästen zu verabschieden.

Miß Ellen war jetzt auch zugegen. Aber sie beachtete Clive nicht eher, als bis sie ihn an der Seite des jungen Franzosen, den sie mit sehr großer Artigkeit behandelte, bemerkte. Auch dann machte sie ihm nur ein sehr oberflächliches Compliment, während Maurepas Blicke erhielt, wie selbst Oldborough sich ihrer selten zu erfreuen hatte. In Clive stieg die ganze Bitterkeit seiner Empfindungen wieder auf. Indessen die Scene war nur kurz. Verstimmt und schweigsam verließ er mit Maurepas das Landhaus des Baronets.

„Ah, ich weiß, Sie bereuen es, Ihr Versprechen thut Ihnen leid!“ rief der Franzose, dem die Schweigsamkeit seines Begleiters auffiel.

„Welches Versprechen?“ fragte Clive zerstreut.

„Mich zu Adora zu führen!“ erwiderte Maurepas.

Clive stieß nur einen verächtlichen Ruf aus, er hatte gar nicht mehr daran gedacht. Da er aber sprechen mußte, so fragte er, wo Maurepas Adora kennen gelernt habe und was er überhaupt von ihr wisse.

„Das will ich Ihnen in aller Kürze erzählen", antwortete Maurepas, mit seinem Begleiter Arm in Arm durch die Nacht dahinschreitend. „Ich habe Adora im Hause meines Verwandten Dupleix in Pondichery kennen gelernt —"

„Wie? Ist Dupleix ein Verwandter von Ihnen?" fragte Clive überrascht, denn Dupleix, der Statthalter von Pondichery, der gefürchtete Feind aller Engländer, war damals die bekannteste und auch berühmteste europäische Persönlichkeit in Ostindien, und auf den ehrgeizigen Clive mußte es bei aller seiner Antipathie gegen die Franzosen einen gewissen Eindruck machen, mit dem Verwandten eines solchen Mannes Arm in Arm zu gehen.

„Dupleix und meine Mutter sind Verwandte", antwortete Maurepas unbefangen. „Seine Frau ist, wie Sie wahrscheinlich wissen, eine Eingeborene, natürlich eine Christin und von europäischem Blute. Ihre Kenntniß der Sprache kommt meinem Oheim — so nenne ich ihn trotz der etwas weitläufigen Verwandtschaft — sehr zu statten. Genug, er ist mütterlicherseits mein Verwandter und seine Frau kannte mich, da sie einige Jahre in unserm schönen Frankreich, für das sie schwärmt, zugebracht hat. Deshalb wurde ich auch, da ich das Mißgeschick hatte, einen Cavalier des Hofes

von Versailles im Duell schwer zu verwunden, für den ostindischen Dienst bestimmt und ging nach Pondichery, um hier mein Glück zu machen, oder mich wenigstens eine Zeit lang aufzuhalten, bis die Duellaffaire vergessen ist. Die erste Person, die ich im Hause von Dupleix sah, war Adora und vom ersten Augenblick an liebte ich sie. Doch Sie wollen wissen, woher sie stammt. Dupleix hat es mir selbst erzählt. Er begleitete vor ungefähr zehn Jahren eine Expedition nach dem Innern, um einen räuberischen Fürsten — ich glaube, Polygaren nennen sie diese Burschen — zu züchtigen. In einem Treffen ward der Polygar geschlagen und getödtet und in seinem Zelte, das erbeutet wurde, fand man ein sehr schönes Kind, an welchem die Eingeborenen die Zeichen einer sehr hohen Abkunft erkannten. Da Dupleix ein Mann ist, der auf Alles Rücksicht nimmt und Alles in den Kreis seiner Berechnungen zieht, so war ihm daran gelegen, zu erfahren, wer dieses Kind sei. Er erfuhr darauf, es sei nicht die Tochter des Polygaren, sondern vermuthlich das einzige hinterlassene Kind eines mächtigen Königs aus dem Innern, das der Polygar an sich genommen, vielleicht auch geraubt habe, um es für seine spätern Pläne zu benutzen. Ihre Abstammung genauer zu erfahren, war unmöglich. Doch hoffte Dupleix, er werde später schon

auf die rechte Bahn geleitet werden; bis dahin erschien ihm das Mädchen als eine willkommene Beute. Er nahm es mit sich nach Pondichery und ließ es in seinem Hause erziehen, um es für unsere Zwecke zu benutzen und später, wenn es ganz französirt worden, an einen eingeborenen Fürsten zu verheirathen und dadurch eine Verbündete im Innern zu gewinnen. Sie sehen, ich theile Ihnen dies ganz aufrichtig mit. Da Dupleix seine bestimmten Zwecke mit dem Mädchen hatte, so ließ er sie nicht im Christenthume unterrichten, was ihm sonst bei der Jugend des Kindes ein Leichtes gewesen wäre, sondern er ließ sie ganz in indischer Art und Weise erziehen, damit sie einst einen Sultan oder Nabob beglücken könne. Im Uebrigen hielt er sie streng von der sogenannten Gesellschaft abgeschlossen, damit sie nicht irgend ein lustiger und galanter Franzose kennen lerne, der seine Pläne durchkreuze und ihm den goldenen Vogel entführe. Neben ihrer indischen Erziehung erhielt Adora jedoch auch Unterricht im Französischen, überhaupt in Allem, was ihr zusagte. Sie sollte Indierin bleiben, aber Frankreich lieb gewinnen, das war Dupleix' Politik. Es glückte ihm nur halb damit. Zwar zeigte Adora die größte geistige Begabung, die man sich denken kann, sie lernte Alles spielend; aber sie behielt eine scharf ausgesprochene

Vorliebe für ihr Vaterland und zeigte stets etwas wie Abneigung oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen das französische Wesen. Daß sie sich geistig und körperlich früh entwickelte, schon mit fünfzehn Jahren so war wie jetzt — sie mag jetzt siebzehn Jahre alt sein — liegt in ihrer Abstammung. Dupleix begann deshalb auch schon vor einigen Jahren an die Ausführung seiner Pläne zu denken. Er hat eine ganze Liste von indischen Nabobs aus der Nähe und Ferne, an einen von denen er sie verkaufen möchte, und die Indier, die sie gesehen haben, sind rasend nach ihr. Aber Adora setzt jedem derartigen Wunsche Dupleix' ein entschiedenes Nein entgegen. Sie ist sehr dankbar gegen Dupleix, sie verehrt ihn als ihren Pflegevater, aber sie durchschaut ihn auch und hat nicht die geringste Lust, in den Harem eines steinreichen Sultans zu wandern. So stand die Sache, als ich sie kennen lernte. Sie war bald sehr freundlich gegen mich, plauderte viel mit mir, schien mich gern zu haben — Dupleix konnte ja auch nicht gut hindern, daß ich sie viel sah und sprach — aber dabei blieb es leider. Sobald ich von der glühenden Liebe sprach, die sie am ersten Tage in meinem Herzen erweckt, wurde sie sehr ernst und sagte mir mit einer treuen Aufrichtigkeit, die mich wahnsinnig machen konnte, ich sei nicht der Mann, der ihr von den Göt-

tern bestimmt worden, sie möge mich sehr gern leiden, aber lieben und, was bei ihr eins sei, meine Gattin werden könne sie nicht. Dabei ist es geblieben. Dupleix will natürlich von meiner Verbindung mit einem armen Hindumädchen, und wäre sie auch die Tochter des Großmoguls, nichts wissen; das stimmt nicht zu seinen Berechnungen. Ja, wäre sie eine regierende Fürstin, dann ließe er es sich schon gefallen, wenn ich sie heirathete und ein französisch-indischer Nabob würde. Meine Tante begünstigt meine Liebe auch nicht sonderlich; Adora hat für sie etwas Unheimliches. Doch sie ist ein Weib und hat sich durch meine Klagen rühren lassen und bei Adora ein gutes Wort für mich eingelegt — vergeblich! Vor einigen Monaten war Adora plötzlich verschwunden, zur großen Bestürzung meines Verwandten, der sie jetzt mit einem Fürsten im Innern vermählen wollte. Wahrscheinlich ist sie geflohen, um dieser Verbindung und dem Drängen Dupleix' zu entgehen. Wir fanden nichts als einen Zettel von ihr, in welchem sie Dupleix für seine Wohlthaten dankte, aber ganz offen hinzufügte, sie glaube ein Recht zur Flucht zu haben, da diese Wohlthaten in selbstsüchtiger Absicht erwiesen seien und Niemand ihr das Recht nehmen könne, über ihre eigene Person frei zu verfügen. Ich selbst war vollkommen niedergeschmettert, denn ich

hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, ihr Herz für mich zu gewinnen. Dupleix sandte Boten nach allen Himmelsrichtungen aus, um das bedeutende Kapital, das ihm verloren gegangen, zu suchen; auch ich betheiligte mich an diesen Nachforschungen. Wir vermutheten, daß sie in das Innere des Landes geflohen sei, wo ihr überall ein freudiger Empfang sicher sei — an Madras konnten wir nicht denken. Dann kam die Expedition dazwischen und ich schloß mich derselben an, um meinen Schmerz zu vergessen. Das ist die Geschichte Adora's, soweit ich sie kenne. Es wäre mir jetzt natürlich ein Leichtes, Adora nach Pondichery zurückzuführen, aber das werde ich niemals thun. Ich achte Adora — ich liebe sie wirklich."

Während Clive diese Erzählung hörte, die immerhin abenteuerlich genug war, zogen manche Gedanken durch seine Brust. Noch immer konnte er sich einer leichten Neigung zum Spott über den verliebten Offizier nicht erwehren. Verschloß doch er selbst seine unglückliche Leidenschaft für Ellen Birdenhall grollend und finster in das tiefste Innere seines Herzens! Aber Adora war doch eine Andere für ihn geworden. Eine indische Prinzessin, die Schutzbefohlene Dupleix', die von den indischen Nabobs begehrte Schönheit hatte doch einen höhern Werth als das arme Hindumädchen,

das ihm die Wellen in die Arme geworfen. Adora erhielt eine gewisse Bedeutung für ihn. Aber das war auch Alles. Die Verachtung der Eingeborenen war ihm zu tief ins Herz geimpft, als daß Adora für ihn etwas Anderes hätte sein können als ein Wesen untergeordneter Art, eine Person, die entweder ein Werkzeug der Berechnung, wie für Dupleix, den französischen Intriganten, oder ein Gegenstand sinnlicher Wünsche bleiben mußte. Die letztern fühlte Clive nicht; in dieser Hinsicht hatten die zahlreichen Verlockungen Indiens ihn nicht berührt und überdies schützte ihn seine Liebe zu Ellen, die, wie Alles, was er einmal erfaßte, sein ganzes Inneres ausfüllte. Daher kam es auch, daß er der Begegnung Maurepas' und Adora's, die er auf eine nicht zu rechtfertigende Weise herbeiführte, mit einem Gleichmuth entgegen sah, den er nicht gehegt haben würde, hätte es sich um eine europäische Dame von guter Familie und gutem Ruf gehandelt. Alles, was die dunklere Farbe Indiens trug, gehörte für den stolzen Engländer zu einer untergeordneten Welt.

Währenddessen waren sie an der weißen Stadt vorübergegangen und zu der ersten Pagode der schwarzen Stadt gelangt. Die französischen Wachen, an denen sie vorbeigekommen, hatten natürlich den Offizier und

seinen Begleiter ruhig passiren lassen. Jetzt handelte es sich darum, das Haus zu finden, in welchem Adora wohnte, und das war in der dunkeln Nacht nicht so leicht. Clive besaß jedoch einen außerordentlichen Ortssinn und erkannte deshalb bald genug das Haus des portugiesischen Teppichhändlers. Es war natürlich längst geschlossen und zeigte, wie die ganze schwarze Stadt, keine Spur von Leben. Noch einmal machte Maurepas den Einwand, daß es zu spät sei, Adora jetzt noch zu besuchen. Aber Clive, der eine thörichte Eitelkeit in dem Gedanken fand, dem Franzosen zu zeigen, daß Adora für ihn nur eine untergeordnete Bedeutung habe und er in Bezug auf sie Alles thun könne, was er für gut halte, klopfte mit starken Schlägen an die Hausthür und hörte kaum auf die Einwendungen des Franzosen.

Sehr bald fragte die Stimme der alten Dienerin nach der Ursache des späten Klopfens; aber kaum hatte Clive seinen Namen genannt, als die Thür sich öffnete. Maurepas war zur Seite getreten, da ihm Clive zugeflüstert, er wolle Adora mit dem Erscheinen seines Begleiters überraschen.

„Schläfst Deine Herrin schon?“ fragte Clive. „Oder kann ich sie noch sprechen?“

„Sie schläft nicht, Herr. Sie wacht immer sehr

lange, länger, als ihr gut ist. Tritt ein, Herr. Es bedarf keiner Meldung für Dich."

Clive folgte der Alten durch den dunkeln Hausgang. Maurepas ging hinter ihm. Als die Alte den Vorhang zurückschlug, der die Thür zu dem innern Hof verdeckte, sahen sie eine matte Helle hinter demselben.

„Der junge Engländer, Dein Retter, Herrin!" meldete die Alte und ließ Clive und seinen Begleiter durch den Vorhang hindurchschreiten.

Clive wußte, daß er nicht recht handle, aber er verbarg seine Befangenheit unter einer sichern, fast hochmüthigen Haltung und schritt schnell auf Adora zu, die bei dem Lichte einer indischen Ampel auf ihrem gewöhnlichen Platze saß und gelesen zu haben schien. Wie immer, wenn Clive kam, hatte sie sich schnell erhoben und empfing ihn mit einer ehrerbietigen Verschränkung ihrer Arme.

„Guten Abend, Mademoiselle!" rief Clive in französischer Sprache. „Ich hatte eine Ahnung, daß Sie noch wachen würden, und bitte Sie um Verzeihung wegen der späten Störung. Ich hätte es nicht gewagt —"

Adora hatte ihn aufmerksam angeblickt. In ihrer Miene war nichts von Ueberraschung zu lesen; sie zeigte den traurigen, ergebenen Ausdruck, den Clive fast stets an ihr bemerkt. Mit einer Handbewegung unterbrach

sie den jungen Engländer; sie wollte andeuten, daß er sich nicht zu entschuldigen habe, dann wies sie auf einen Divan.

„Ich hätte es nicht gewagt“, fuhr Clive fort, „wenn ich nicht geglaubt, daß es für Sie Interesse hätte, einen Ihrer Bekannten aus Pondichery wiederzusehen.“

Etwas wie Schreck flog über Adora's Züge. Maurepas, der bisher im Schatten einee Säule gestanden, trat vor. Sein Gesicht war sehr blaß. Sobald Adora ihn erkannte — und das geschah augenblicklich — sah sie ihn groß an, ihre Miene wurde düster und sie sagte mit etwas leiser Stimme:

„Ah, Monsieur de Maurepas, der mich zu seinem Oheim zurückführen will!“

„O nein, Adora!“ rief der Offizier vortretend. „Es war ein großer Zufall, der Monsieur Clive veranlaßte, von Ihnen zu sprechen. Sie errathen, daß ich nichts sehnlicher wünschte, als Sie wiederzusehen, und Monsieur Clive machte mir Hoffnung, daß die Stunde nicht zu spät sei, sonst würde ich es nie gewagt haben, Ihnen jetzt noch einen Besuch zu machen. Ich bitte Sie, Adora, glauben Sie nicht, daß ich in der Absicht komme, Ihnen irgend etwas Unangenehmes zu bereiten. Ich bin glücklich, daß Sie sich an einem sichern Aufenthalt befinden. Wollen Sie mir nicht einmal die Hand reichen?“

Adora hatte abwechselnd den Offizier und Clive angeblickt, den letztern mehr als jenen. Ihre Miene war ganz ruhig geworden, hatte aber einen tief traurigen Ausdruck. Clive hatte sich auf den Divan gesetzt und zeigte ein möglichst gleichgültiges Gesicht. Der thörichte Knabe! Als ob Adora nicht in seiner Seele gelesen hätte, wie es mit diesem Besuch zugegangen!

Sie reichte Maurepas die Hand, der sie ehrerbietig küßte.

„Ich müßte Alles über mich ergehen lassen", sagte sie dann. „Madras ist in den Händen der Franzosen. Doch weiß ich, daß Sie mir nichts thun wollen, was mich betrüben würde. Wenn aber Dupleix meinen Aufenthalt erführe, so würde er mich mit Gewalt nach Pondichery zurückführen lassen."

„Um so besser, daß kein Anderer das Geheimniß erfahren!" rief Maurepas, dessen Blick unabläßig auf ihr ruhte. „Ich werde gewiß schweigen, und auch Monsieur Clive wird nach dem, was ich ihm mitgetheilt, keinen Andern zum Vertrauten machen."

„Sicherlich nicht", sagte Clive und fügte mit einiger Betonung hinzu: „Ihnen konnte ich ja Alles nnbedingt anvertrauen, was ihre Freundin betrifft."

Adora hatte sich gesetzt. Sie schien ermüdet oder abgespannt zu sein. Die Dienerin brachte Früchte,

Gebäck und gefärbtes Wasser. Es nahm jedoch Niemand davon. Die Unterredung schien sich nicht beleben zu wollen. Maurepas war befangen, Clive wußte nicht, was er sagen sollte, und Adora gab sich keine Mühe, zu verbergen, daß ihre Stimmung eine trübe sei.

„Sie wissen", sagte Maurepas dann, „daß ich den Schritt, den Sie gethan, nicht mißbilligen kann, wenn ich auch gewünscht hätte, daß Sie in Pondichery geblieben. Und können Sie denn hier auf die Dauer bleiben? In Ihrer Heimat, im Innern des Landes, werden Sie niemals Befriedigung finden —"

„Das kann ich selbst nicht vorher wissen", unterbrach ihn Adora. „Es hängt von den Verhältnissen ab, unter denen ich dort leben müßte."

„Sie könnten es doch nur als Gattin eines Mannes, der Ihnen nicht genügen würde", sagte Maurepas.

„Es gehört wenig dazu, um mir zu genügen", antwortete Adora. „Wenn ich einen Mann liebte, so würde ich gern unter den einfachsten Verhältnissen seine Sklavin sein."

„Sollten Sie das wirklich glauben?" fragte der Offizier mit einem trüben Lächeln. „Ein einfacher, unbedeutender Mann würde Ihnen nicht genügen."

„Einfach und unbedeutend sind große Gegensätze. Ein groß s und edles Herz ist nicht ausschließlich der

Vorzug der Reichen und Angesehenen. Starke und große Geister leben oft in unscheinbaren Verhältnissen."

„Und verkümmern gewöhnlich in ihnen", fügte Maurepas hinzu. „Sie würden doppelt unglücklich sein, wenn Sie Ihren Gatten in einer Lage sähen, für die er nicht geschaffen ist und in der ihm die gebührende Anerkennung fehlte."

„Das Bewußtsein des Edelmuths genügt sich selbst", antwortete Adora. „Und das Leben des Reichen und Mächtigen verfliegt ebenso schnell wie dasjenige des Armen und Unbekannten. So glücklich zu sein in seiner Lage, als es ihm die Götter verstatten, ist Alles, was der Mensch wünschen kann. Und die Liebe zweier Gatten schließt das höchste Glück der Welt in sich.

„Das ist wohl wahr", sagte der junge Franzose traurig. „Aber Sie täuschen sich über Ihre Ansprüche, sie sind größer, als Sie glauben!"

„O nein! Mein Herz muß mir nur sagen, daß ich wahrhaft liebe und wahrhaft geliebt werde", sagte Adora. „Das kann ich nur selbst fühlen."

Nach dem, was Clive vorher gehört, verstand er dieses Gespräch recht gut. War er derjenige, den Adora liebte? Ein schwaches Mitleid, daß er die Liebe des schönen und begabten Mädchens nicht erwidern könne, war Alles, was er bei diesem Gedanken empfand. Ja,

sie war schön und geistig hochbegabt, Clive wußte und erkannte es noch deutlicher, seit er ihren Ursprung und einen Theil ihrer Lebensgeschichte erfahren.

„Sie müssen auf jeden Fall hier vorsichtig sein, Adora!" sagte Maurepas. „Madras ist jetzt eine französische Stadt und wird es wahrscheinlich bleiben. Auf die Dauer ist es unmöglich, daß Ihr Aufenthalt Dupleix verborgen bleibe. Ich wünschte, ich könnte Ihnen ein ganz sicheres Asyl bieten, aber ich bin leider dazu nicht im Stande."

„Mein Schicksal hat mich bisher geleitet, vielleicht nicht glücklich — es wird mich auch ferner leiten."

„Werden Sie doch eine Christin und begeben Sie sich unter englischen Schutz", sagte Clive. „Dann kann Ihnen Niemand etwas anhaben."

Sie richtete einen ihrer langen und eigenthümlichen Blicke auf ihn und sagte dann: „Das Christenthum ist die Religion der Liebe, ich weiß es wohl. Nur die Liebe könnte mich bewegen, den Glauben zu ändern, in dem ich geboren bin. Das Weib muß eins sein in Allem mit dem Manne."

„Und was den englischen Schutz anbetrifft", sagte Maurepas zu Clive, „so glaube ich, ohne Ihre Gefühle verletzen zu wollen, daß der englische Einfluß in Indien, der niemals mächtig war, bald ganz verschwunden sein

dürfte. Mein Oheim Dupleix ist jetzt ohne Zweifel der mächtigste Europäer in Indien, und ich glaube, daß er noch nicht auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt ist."

„Das kann sich sehr leicht ändern", sagte Clive finster. „Ich wünschte, ich wäre Soldat und ein paar hundert Leute dächten wie ich."

„Ihre Tapferkeit in Ehren", erwiderte Maurepas, „aber Sie allein und eine Handvoll Leute können es auch nicht ändern. Der Stern Frankreichs ist im Aufgehen."

Es leuchtete ein düsteres Funkeln aus Clive's Augen, als er mit zusammengekniffenen Lippen vor sich hinblickte, ohne zu antworten. Der französische Offizier mochte die Empfindungen seines neuen Freundes schonen wollen. Er setzte das Gespräch nicht fort, sondern wandte sich wieder zu Adora.

„Ich blicke besorgt in Ihre Zukunft", sagte er. „Wie wäre es, wenn ich Ihnen einen sichern Platz auf einem Schiffe verschaffte, das nach Frankreich segelt? Meine Mutter, der ich schon von Ihnen geschrieben — eine herrliche Frau! — würde Sie mit Freuden aufnehmen und Sie könnten im Kreise meiner Familie ein Leben führen, ganz wie es Ihnen zusagte."

„Sie meinen es gut, Maurepas!" sagte Adora, und

zum ersten Male zeigte sich vorübergehend ein freundlicher Glanz in ihren Augen. „Aber ich habe anders über meine Zukunft bestimmt. Fürs Erste bin ich noch in Madras sicher, und sollte das später nicht mehr der Fall sein, nun, so werden wir weiter sehen. Ich verkenne Ihre guten Absichten nicht, wahrlich nicht! Aber ich kann meinem Herzen nicht gebieten. Ich möchte in der Nähe meines Vaterlandes bleiben."

„Das Sie nicht mehr anerkennen wird oder Sie nicht zu würdigen weiß", fügte der Offizier hinzu. „Ja, wenn Sie Einfluß auf Ihr Vaterland üben könnten! In dieser Hinsicht war Dupleix' Plan gut genug, nur mußten Sie die Gattin eines thatkräftigen Europäers werden und ihm darin beistehen, Einfluß und Macht in Indien zu erlangen."

In dem flüchtigen Blick, den Adora auf ihn richtete, schien die Frage zu liegen, ob er sich getraue, dieser Mann zu sein. Maurepas erröthete.

„Ich bin überzeugt, daß Ihre Liebe auch denjenigen zum Helden und zum Staatsmann machen würde, der früher nie so hohe Pläne gehegt hat", sagte er.

„Sie irren", anwortete Adora. „Das ganze Wesen des Weibes kann durch die Liebe geändert werden oder eine bestimmte Richtung erhalten, das des Mannes nicht. So soll es auch nicht sein, es wäre gegen die

Natur. Wer nicht zum Herrscher geboren ist, wird es nie werden, am wenigsten durch die Liebe zu einem Weibe. Aber auch der stolzeste Herrscher kann sein größtes Glück in der ganzen Hingebung eines liebenden und geliebten Weibes finden. Ja, um glücklich zu sein, bedarf er dieser Liebe. Für die Schwelgerei des Stolzes und für die bittere Enttäuschung des Mißgeschicks bietet nur die Liebe des Weibes das erquickende Mitgefühl oder den sanften Trost, dessen jeder Sterbliche bedarf, um sich ganz glücklich oder nicht ganz unglücklich zu fühlen."

Maurepas blickte ernst vor sich hin. Von Clive war es zweifelhaft, ob er das ganze Gespräch überhaupt gehört. Er blickte mit halbgeschlossenen Augen zur Erde nieder und schien dem Einschlafen nahe zu sein.

„Darf ich Sie wiedersehen, Adora?" fragte Maurepas dann.

„Ich weiß nicht, ob ich Herrin über mich bin, zu sehen, wen ich will", antwortete Adora. „Doch glaube ich es wohl. Weshalb sollte ich Sie also nicht sehen, mein Freund, wenn Sie es für gut halten!"

„Sie haben Recht, Adora", sagte er. „Ich weiß nicht, ob es mir gut ist, und doch begreife ich nicht, wie es mir möglich wäre, mich mit Ihnen in derselben Stadt zu befinden, ohne Sie zu sehen. Wie traurig, daß Sie hier von der Güte fremder Menschen

leben müssen, während Sie sich eine eigene, schöne Heimat gründen könnten!"

„Ist der Vogel nicht vielleicht das glücklichste aller Wesen?" erwiderte Adora. „Und weshalb soll ich eine Güte nicht annehmen, die wirklich Güte, also ohne Selbstsucht ist? In Dupleix' Hause fühlte ich mich nur als ein Stück Waare —"

„Aber, Adora, so habe ich Sie doch nicht betrachtet!" unterbrach sie Maurepas.

„Sie nicht, aber es war auch nicht Ihr Haus!" antwortete das Mädchen.

„Ich wünschte, ich könnte Ihnen ein Haus bieten und Sie nähmen es an", sagte der Offizier seufzend.

„Es soll nicht sein!" erwiderte Adora leise, und nach oben blickend, fügte sie sanft hinzu: „Unsere Geschicke werden von den Mächten des Himmels geleitet. Wir müssen uns drein ergeben."

Maurepas erhob sich. Clive schien aus einem Traume aufzufahren.

„Verzeihen Sie!" rief er, sich mit der Hand über die Stirn fahrend. „Meine Gedanken waren fern. Wollen wir gehen?"

„Ich denke wohl", sagte Maurepas. „Es ist sehr spät."

Er küßte Adora's Hand. Als Clive ihr die Hand

reichte, hatte sie den Blick gesenkt. Schweigend geleitete sie beide bis zur Thür.

Draußen in der dunklen Nacht gingen die Beiden noch lange neben einander, ohne ein Wort zu sprechen.

„Adora scheint mir sehr traurig", sagte Maurepas endlich. „Was mag ihr sein? Nach Pondichery will sie nicht zurückkehren und doch ist sie hier nicht glücklich. Haben Sie eine Ahnung, Clive, daß sie irgend einen Menschen in Madras liebt und daß diese Liebe nicht erwidert wird?"

„Nein!" antwortete Clive nach kurzem Zögern.

„Dann muß sie krank sein", sagte der Offizier. „Wie schade um dieses herrliche Geschöpf! Ich wäre im Stande, sie mit Gewalt nach Frankreich zu entführen und sie wider ihren Willen glücklich zu machen!"

Clive antwortete nicht darauf. Er begleitete Maurepas bis zu dessen Wohnung und nahm dort schnellen und zerstreuten Abschied von dem Offizier. Kaum daß die Rede von einem Wiedersehen war.

Bald darauf trat er in seine Wohnung. Er konnte nicht schlafen. Der ganze Widerspruch seiner hochfliegenden Hoffnungen mit seiner erbärmlichen Lage trat ihm zum hundertsten Male und mit immer schneidenderer Schärfe vor den gequälten Geist. War Ellen das Wesen, das mit ihm eine Herrschaft getheilt, seinen

Stolz mit ihm empfunden, ihn im Unglück getröstet, ihn Tag für Tag durch seine Liebe beglückt hätte? Er wußte es nicht, er glaubte es kaum, und doch war sie das heißersehnte, verzehrend geliebte Weib. Wenn es ihm gelungen, Macht, Ehre, Reichthum zu erwerben, wenn er einst verachtend auf den großen Haufen hinblickte, den er besiegt, war sie es dann, an deren Herzen er den Kelch reiner Freude, innigen häuslichen Glücks trinken konnte, die ihn mit leuchtenden Blicken als Sieger empfing, mit süßen traulichen Worten über die Erbärmlichkeit der Menschen, über die Unzulänglichkeit alles menschlichen Strebens tröstete? Denn selbst in dem Glanze, den er ersehnte, mußte es eine Hohlheit, eine tiefe, dunkle, unheimliche Stelle geben, die nur durch die Liebe eines treuen Weibes ausgefüllt werden konnte. War Ellen dieses Wesen? Waren die Augen, die seine Phantasie ihm vorführte, die ihn mit dem tiefsten Blick der Liebe und des Verständnisses empfingen, waren sie blau oder dunkel, und wem gehörten sie?

Narrheit! Der Tag leuchtete ins Fenster, als er die Augen, die er über diesen Phantasien geschlossen, öffnete. Die Oede seines Zimmers starrte ihm entgegen und er war der arme Schreiber.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Stolz mit ihm empfunden, ihn im Unglück getröstet, ihn Tag für Tag durch seine Liebe beglückt hätte? Er wußte es nicht, er glaubte es kaum, und doch war sie das heißersehnte, verzehrend geliebte Weib. Wenn es ihm gelungen, Macht, Ehre, Reichthum zu erwerben, wenn er einst verachtend auf den großen Haufen hinblickte, den er besiegt, war sie es dann, an deren Herzen er den Kelch reiner Freude, innigen häuslichen Glücks trinken konnte, die ihn mit leuchtenden Blicken als Sieger empfing, mit süßen traulichen Worten über die Erbärmlichkeit der Menschen, über die Unzulänglichkeit alles menschlichen Strebens tröstete? Denn selbst in dem Glanze, den er ersehnte, mußte es eine Hohlheit, eine tiefe, dunkle, unheimliche Stelle geben, die nur durch die Liebe eines treuen Weibes ausgefüllt werden konnte. War Ellen dieses Wesen? Waren die Augen, die seine Phantasie ihm vorführte, die ihn mit dem tiefsten Blick der Liebe und des Verständnisses empfingen, waren sie blau oder dunkel, und wem gehörten sie?

Narrheit! Der Tag leuchtete ins Fenster, als er die Augen, die er über diesen Phantasien geschlossen, öffnete. Die Oede seines Zimmers starrte ihm entgegen und er war der arme Schreiber.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.